



Generalabt Thomas Handgrättinger OPraem, Rom

**Betrachtungen zum Leben des Hl. Norbert
Reflexionen zum Ordensleben heute**

**„Gemäß dem Charisma
des Heiligen Norbert“**

Vorwort

1 „Christo solo duce“

2 Norberts Armutsideal

3 Norbert Predigtideal

4 Norbert und die Profess

5 Norbert auf Umkehrkurs

6 Norbert und die Kirchenreform

7 Norbert, der Friedensstifter

8 Norbert, ein marianischer Heiliger

9 Norbert, ein eucharistischer Heiliger

10 Norbert und die Zukunft der „Norbertiner“

Vorwort

„Angezogen durch unseren barmherzigen und dreieinen Gott sind wir als Getaufte gerufen, dem armen und auferstandenen Christus in einer radikalen und apostolischen Lebensweise zu folgen, gemäß dem Evangelium, der Regel des Hl. Augustinus, **gemäß dem Charisma des Hl. Norbert**, des Gründers unseres Prämonstratenser-Ordens.“

So beginnt das „vision-mission-statement, das 2006 beim Generalkapitel in Freising mit großer Mehrheit verabschiedet worden ist. Aus diesem Statement leitet sich die Grundidee für die Überschrift dieser Betrachtungen ab, auch wenn diese schon früher Anfang der neunziger Jahre entstanden sind. Ausgehend vom Leben des Hl. Norbert, wie es uns in den Viten A und B begegnet, gemäß und entlang dem Charisma unseres Ordensgründers, sollte versucht werden, sein Leben für uns heute fruchtbar zu machen, aus seinem Leben Grundgedanken und Leitideen für uns heute herauszudestillieren und in unsere Welt und in unsere Zeit hinein zu interpretieren. Da vom Hl. Norbert keine authentische Zeile überliefert ist, kann man nur indirekt und mit großer Behutsamkeit persönliche Lebenseinstellungen und Glaubenshaltungen ablesen und zu deuten versuchen. Das Leben des Hl. Norbert dient so mehr als Hintergrundfolie und als Deutungsrahmen, um über unser heutiges „gottgeweihtes“ Leben und kanonikales Streben nachzudenken. Es sollte mehr ein Anstoß und eine Anfrage sein zum eigenen Meditieren und Reflektieren. So gesehen ist jede Ausführung und Interpretation stark subjektiv geprägt und erhebt keinen letztgültigen Anspruch.

Die zehn Vorträge waren als Exerzitien für die Norbertusschwestern in Rot an der Rot konzipiert worden, bei denen damals auch Juniores der Abtei Windberg teilnahmen, die sich auf die Profess vorbereiteten. Später wurden diese Vorträge auch bei weiteren Konvents-Exerzitien mitverwendet und zur Betrachtung vorgelegt. In dieser Form des mündlichen Vortrags sind sie auch konzipiert und hier ohne große Veränderungen dokumentiert. Sie atmen noch den Zeitgeist der neunziger Jahre, auch was die verwendete und zitierte Literatur betrifft. Diese Zeit war in der Ordenswelt stark geprägt durch das Apostolische Schreiben Papst Johannes Paul II. „Tertio Millenio Adveniente“ aus dem Jahre 1994, in Vorbereitung auf den Wechsel ins Dritte Jahrtausend, und durch das grundlegende Postsynodale Schreiben „Vita Consecrata“ von 1996.

Da im kommenden Jahr 2009 des 875. Todestages unseres Ordensgründers und Ordensvaters, des Hl. Norberts (+ 06.06.1134), gedacht wird, ist es vielleicht angebracht, diese Texte, die zunächst unbeabsichtigt auf dieses Ereignis hin, sozusagen „jubiläum adveniente“, entstanden sind, jetzt in schriftlicher Form vorzulegen als Anstoß, sich erneut mit dem Leben des Hl. Norbert zu befassen, sich darin zu vertiefen und aus diesem großartigen Lebensentwurf Inspiration und Anregung zu holen. Dies gilt umso mehr, als der hl. Norbert Vertreter und Verfechter einer stürmischen Reformzeit in der Geschichte der Kirche war, nur zu verstehen aus dem Ansatz der großen „Gregorianischen Reform“, wohingegen der Beginn des ‚Dritten Jahrtausends‘ - ganz anders als noch vor 1000 Jahren - eher von Reaktion und Rückzug geprägt ist. Der ungeheure Aufbruch und begeisternde Elan des II. Vatikanischen Konzils (1962-1965) scheint in eine Phase der Rückbesinnung und Rückwärtsbewegung abzugleiten, wobei sich auch die Weltlage nach „nine eleven“, „Tsunami“, „Weltfinanzkrise“, um nur einige Schlaglichter zu nennen, insgesamt dramatisch verändert hat. „Ecclesia semper est reformanda“, dies hat der Hl. Norbert erfasst und zum Lebensprogramm gemacht, wobei er das so verstanden hat, zuerst bei sich selbst radikal mit „conversio“ und Umkehr zu beginnen und alle Kraft einzusetzen, durch ein authentisches geistliches Leben mit „Kirchenreform“ zu beginnen. Was er dann anderen gepredigt hatte – er

war Zeit seines Lebens Wanderprediger geblieben - hat er selber gelebt und vorgelebt und damit so der Kirche am meisten gedient. Aus seinem Charisma schöpfen wir bis heute.

Rom, 13. November 2008
Allerheiligen unseres Ordens

+ Thomas Handgrätinger
Abate Generale

1 „Christo solo Duce“

Am Anfang soll ein Bild vom hl. Norbert stehen, wie der hl. Norbert vor einer Monstranz kniet. Dieses Bild befindet sich am Norbertusaltar in der Klosterkirche der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei von Schäftlarn, heute eine Benediktinerabtei mit einem großen Gymnasium. Dargestellt ist der Hl. Norbert, im weißen Ordensgewand mit Rochett und Pallium, halb auf einer Wolke kniend, fast entrückt, das Gesicht dem in der Monstranz präsenten Herrn zugewandt. Die linke Hand weist auf sein Herz, die Rechte ist ausgestreckt mehr zum Betrachter hin. Vor ihm ist ein Buch aufgeschlagen mit der Inschrift „Norbertus Episcopus Magdeburgensis 1134“. Die andere Seite ist nicht zu entziffern. Der hl. Norbert ist in dieser frühbarocken Darstellung ganz in Anbetung und Verehrung versunken, hochstilisiert zu einem „Eucharistischen Heiligen“. Erst in der Gegenreformationszeit im Jahre 1582¹ ist Norbert heilig gesprochen und in dieser Zeit ganz unter dem Aspekt der rechtgläubigen Eucharistieverehrung dargestellt worden. Und oft ist seitdem in Prämonstratenser-Kirchen der Norbertusaltar auch zugleich der Sakramentsaltar.

Diese Darstellung steht ganz im Gegensatz zu der wohl ältesten Norbertdarstellung, einem Fresco aus dem 13. Jh., das sich in der Sakristei der ehemaligen Abtei St. Severo in Orvieto, Italien, befindet, heute ein Luxushotel „La Badia di Orvieto“. Dort ist Norbert auf schwarzem Hintergrund ganz schlicht dargestellt als Mönch mit großer Tonsur, gehüllt in einen weißen Habit mit Kapuze und einen Chormantel, in der Hand ein Buch; vielleicht ist es die Bibel. „S. Norbert“, wie es in der Unterschrift unter dem kreisrunden Brustbild heißt, trägt einen Heiligenschein.²

Welche Darstellung von Norbert ist nun das wahre Bild? Was wissen wir von diesem Menschen? Woraus lebte der hl. Norbert? Wie kommt es zu diesem Grundsatz „solo Christo Duce“? So soll denn am Anfang dieser Betrachtungen³ ein kurzer Lebenslauf des hl. Norbert stehen. Wir alle kennen das Leben des hl. Norbert. Sein Leben ist in den Viten A und B ausführlich beschrieben. Hier soll es um die wichtigsten Daten und Fakten gehen.

Der hl. Norbert ist um 1080 am Niederrhein geboren, in Gennep oder Xanten. Er kam als Nachgeborener schon in frühester Jugend an das Kanonikerstift St. Victor nach Xanten. Je älter er wird, desto mehr macht ihm die Diskrepanz zwischen seinem undefinierten, eher religiös dürftigem Lebenswandel und seiner geistlichen Berufung als Stiftsherrn zu schaffen. Er eilt zu den damaligen Brennpunkten des weltlichen Lebens, an den Bischofshof in Köln, dann in die Nähe des Kaisers; er stürzt sich in viele Aktivitäten, dauernd auf der Suche nach Glück und Erfüllung. Der äußere Umschwung erfolgte auf dem Ritt nach Vreden, wo er von einem Unwetter überrascht, beinahe vom Blitz getroffen wurde. Das verändert sein Leben. Er geht auf die Suche nach neuen, ihm gemäßen Lebensmodellen.

Einige Monate verbringt er bei den Benediktinermönchen in Siegburg, dann bei dem Einsiedler Ludolf an der Mosel, schließlich in der neu aufblühenden Kanonikergemeinschaft von Klosterrath. Er will die Umriss für seinen eigenen Lebensweg klarer erkennen, den

¹ Die Kultapprobation erreichte Generalabt Jean Despruets 1582 unter Papst Gregor XIII.

² Dieses Freskos ist heute in sehr schlechtem Zustand; die Schrift ist kaum mehr zu entziffern.

³ Diese Betrachtungen sind erstmals bei Exerzitien für die Norbertusschwester in Rot an der Rot vorgelegt und später bei weiteren Konvents-Exerzitien teilweise vorgetragen worden; so in Gödöllö, Ungarn, in Fürstentried für Stift Wilten 2005 und 2008 im Stift Schlägl.

monastischen Weg, den eremitischen Weg und den kanonikalen Weg. Zurückgekehrt nach Xanten versucht er als erstes die Stiftsherren von Xanten für ein Leben nach dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinden zu begeistern, was ihm freilich nur Unverständnis und Spott einbringt. Seine Reformvorstellungen von einer Priestergemeinschaft scheinen zunächst gescheitert zu sein.

Unter Gebet und harten Bußwerken lebt er nun draußen auf dem Fürstenberg vor Xanten, um seinen weiteren Weg abzuklären.

Norbert verlässt nach und nach alles, was er besitzt und zieht nach dem Beispiel der Apostel von Ort zu Ort, um in den Ländern Westeuropas die christliche Lehre von der Gottesliebe, von Umkehr und Gericht mit großer Überzeugung zu verkünden. Er ist ein rastloser, radikaler Wanderprediger geworden, mit einer fast unmenschlichen Strenge und Härte zu sich selbst und seinen Gefährten gegenüber.

Auf Betreiben des Papstes Callixtus II. und des befreundeten Bischofs von Laon, Bartholomäus, entschließt sich Norbert, in Prémontré bei Laon eine Gemeinschaft zu gründen. „In eremo“, in der abgelegenen Wüstenei, beginnt der Aufbau von Kirche und Kloster, unter dem Patronat des Rufers in der Wüste, des Hl. Johannes des Täuflers, der an jenem abgelegenen Ort in einer kleinen Johannes-Kapelle verehrt wird, und begleitet und inspiriert von einer Kreuzesvision, das den Entstehungsort markiert und sanktioniert.

Kreuz und Bußgesinnung stehen am Anfang dieser Bewegung, dieser Ordensgründung, die eingebettet ist in die große Reformbewegung und in das tiefgehende Erneuerungswerk des Papstes Gregor VII. (1073-1085). Nach dem Bau von Kirche und Kloster legen Norbert und seine Gefährten, 40 ca. an der Zahl, am Weihnachtsfest, am 25. 12. 1121, die Profess ab. Wie das geschah, ist nicht überliefert; er heißt nur, dass alle einzeln sich einschrieben „ad illam beatae perennitatis civitatem“, für das Reich der ewigen Glückseligkeit.

Damit war der Prämonstratenserorden geboren („natalitia Domini, natalitia ordinis“⁴).

Auf dem Reichstag zu Speyer interessiert man sich für Norbert wegen seiner Reformtätigkeit und bestimmt ihn zum Bischof von Magdeburg, der Metropole für die damalige Missionsarbeit im Osten des Reiches. 1126 zieht Norbert barfuss in Magdeburg ein und wird zum Bischof geweiht. Jetzt beginnt er auf einer völlig neuen Ebene und vor allem auf der anderen Seite, der Seite der Hierarchie und des Amtes, seine Ideen von Reform und Erneuerung zu verwirklichen. Er betreibt jetzt Reform oder bisweilen Revolution von oben. Er bemüht sich um Versöhnung und Frieden, eckt gleichzeitig an und polarisiert innerhalb seiner Diözese. Er reformiert seinen Klerus und beruft Mitbrüder nach „Unsere Liebe Frau“ in Magdeburg; beides geht Hand in Hand.

Noch einmal zieht es Norbert nach Rom beim Italienzug Kaiser Lothars III., wo Norbert zwischen Kaiser und Papst vermitteln kann. Wahrscheinlich durch eine Malariaansteckung findet Norbert am Dienstag nach Pfingsten, am 06.06.1134 den Tod. Seine Mitbrüder umstehen den sterbenden „Vater“. Der Streit um den Begräbnisplatz im Dom oder in der Kirche „Unserer Lieben Frau“ wird vom Kaiser zugunsten der Klosterkirche entschieden. Hier werden die Gebeine bestattet und bis zur Übertragung nach Strahov, Prag, im Jahre 1627 hoch verehrt.

Aus diesen bekannten biographischen Daten lassen sich einige spirituelle Linien im Leben des hl. Norbert herausfinden.

1) Norbert lebt in einer Zeit der Gregorianischen Reformbewegung. Papst Gregor VII (1073-1085) ist die Kristallisationsfigur dieser Bewegung. Dieser Reform geht es um drei

⁴ Inschrift in der Pfarr- und Klosterkirche Windberg, an der Decke zu einer Krippendarstellung.

Ziele, einmal um die Befreiung der Kirche aus der immer enger werdenden Umklammerung durch die weltliche Macht, um die Rückkehr zu den Idealen der apostolischen Kirche und um die Orientierung an der Kraft des urchristlichen Vorbildes. Norbert greift diese Reformbestrebungen auf und setzt sein Leben und seine Lebenskraft ganz in den Dienst dieser Erneuerung. Norbert, der große Reformator.

2) Innerhalb dieser allgemeinen Kirchenreform dreht sich alles um die Klerikerreform, um die Erneuerung des Klerus, die vor allem an der Armut- und Zölibatsfrage ansetzt. Die Kanoniker sollen beispielhaft in Armut und am besten in Gemeinschaft und Zölibat leben im Rahmen einer geregelten Lebensweise. Es kommt so zur Herausbildung von zwei Kanonikerformen, von den Säkularkanonikern mit Privatbesitz und Eigentum und den „Regulierten Kanonikern“, den Regularkanonikern, die nach strengen Kanones und Regeln in Gemeinschaft und Ehelosigkeit leben und auf Privatbesitz verzichten.

Der hl. Norbert kämpft in seinem eigenen Leben um das Armutsideal. Schritt für Schritt löst er sich aus allen Besitzungen, Privilegien und Bindungen. Er wird zum „pauper Christi“, zum „Armen Christi“ 100 Jahre vor dem hl. Franziskus (1181-1226). Norberts Ideal lautet: „Nackt dem nackten Christus folgen“ und Prémontré wird für ihn zum „domus paupertatis“. Norbert, der um Christi willen Arme.

3) Der hl. Norbert wird zum Wanderprediger. Sein wichtigstes Anliegen ist, das Wort Gottes, zunächst noch ohne Predigerlaubnis, dann mit Sendung des Papstes zu verkünden. Er sieht darin einen Hauptauftrag viele Jahre vor dem hl. Dominikus (1170-1221), den Menschen das Wort Gottes zu erschließen und vorzuleben. Norbert, der überzeugende Verkünder.

4) Norbert setzt die Gregorianische Reform konsequent um. Durch sein Armutsideal und durch seinen Missionsimpuls als Wanderprediger versucht er die „vita apostolica“, also die apostolische Lebensweise radikal zu leben. Den Aposteln gleich nimmt er nichts mit, wenn er zu den Menschen geht. Das ist die eine Seite der „vita apostolica“, das Umsetzen des Verkündigungsauftrages. Die andere Seite ist die Übernahme der urchristlichen Gemeinschaftsform, dieses „Leben wie ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32), die in der Apostelgeschichte so fasziniert, also die Verwirklichung des Gemeinschaftslebens. Norbert, der Stifter einer Kloster-Gemeinschaft, eines neuen Ordens.

5) Der hl. Norbert war von einer unerhörten Unabhängigkeit. Selbstbewusst und kompromisslos ging er seinen Weg. Weder Misserfolg noch Scheitern, weder Nachstellungen noch Anschläge auf ihn konnten ihn von seinem Reformkurs abbringen. Aufrecht und gerade, verletzlich, aber doch ungebrochen, kämpfte er darum, die Ehre Gottes als Mitte allen menschlichen Lebens wiederherzustellen. Norbert, der Gottesstreiter.

6) Norbert lebt und versteht sich als Fundamentalist im Bereich der Bibelauslegung, wie es sicher auch in der damaligen Zeit in den Reformkreisen üblich war. Er verfolgt eine strenge, wortgetreue Auslegung und ein Sich-total-dem-Wort-Gottes-Unterstellen. Im Wort der Schrift erkennt er den Herrn, dem er bedingungslos folgen will. „Solo Christo Duce“, „allein den Herrn zum Führer haben“, das wird künftig sein Lebensideal sein. Norbert, der sich von Jesus führen lässt.

7) Die frohe Botschaft ist für Norbert eine Friedensbotschaft, die den Menschen mit Gott und mit dem Nächsten versöhnen kann. So ist er unermüdlich besorgt, Menschen zu eini-

gen und unter zerstrittenen Parteien Frieden zu stiften. Er wird oft zu Friedensmissionen gerufen. Norbert, „minister of peace and concord“⁵.

8) Norbert ist eine charismatische Führergestalt von einer sehr gewinnenden Art trotz aller Kanten und Härten. In kürzester Zeit kann er Menschen für seine Ideale begeistern, sammelt er Menschen um sich und vereint sie in Lebensgemeinschaften. Er stiftet Zentren geistlichen Lebens, wo er hinkommt, in Prémontré, Antwerpen, Cappenberg, Magdeburg und an vielen anderen Orten. Norbert, die charismatische Gestalt.

9) Norbert ist ein politisch denkender und handelnder Mensch. Er fühlte sich im Zentrum der Macht immer wohl, ließ sich aber nicht davon vereinnahmen. Er blieb ein selbständig denkender und agierender Mensch, als Hoftheologe, als Bischof im Rang eines Landesherren, als Reichskanzler zeitweise für Italien, in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst. „Zwischen Mystik und Macht“, so eine Fernsehsendung; das kennzeichnet die Spannung seines Lebens. Norbert, der Politiker.

10) Norbert ist ein innerlicher, gottverbundener Mensch. Die Umkehr ging ganz tief und machte aus ihm einen gottsuchenden, verinnerlichten Menschen. Wo er sich auch für die Kirche engagierte, im pastoralen Bereich, in Ordensbelangen, auf kirchenpolitischer Ebene, dort suchte er Räume für Gebet und Einkehr, Anbetung und Betrachtung. Er konnte immer wieder aussteigen, um Gott näher zu sein. Norbert, der Beter.

11) Zentrum und Mitte seines Lebens bildete die Gegenwart des Herrn in der Eucharistie. Seit seiner Priesterweihe zelebrierte er täglich, was damals eine große Ausnahme war. Er tat dies mit größter Hingabe, mit kindlicher Ergriffenheit, mit jenem „kreatürlichen Fasziniert-sein vor den heiligsten Geheimnissen“. Diese Innerlichkeit und Andacht wurde für andere erlebbar und eine Quelle der Erbauung. So ist sein Leben ein Leben aus der tiefen, gottesfürchtigen Verehrung des eucharistisch präsenten Herrn und zugleich Hinweis und Hinführung zu dieser Quelle göttlicher Liebe. Norbert, der „eucharistische Heilige“.

12) Norbert ist ein Mann des Anstoßes im doppelten Sinn des Wortes. Er hat vieles angestoßen. Seinem Charisma ist die Ordensgründung des größten Chorherrenordens, der Prémonstratenser, zu verdanken, auch wenn später andere für diesen Orden erst Strukturen und Organisationsformen schaffen mussten. Seiner Initiative sind Erfolge der Missionierung im Osten zu verdanken, auch wenn er das nicht mehr vollenden konnte. Er hat manche aber auch vor den Kopf gestoßen durch seine häufigen Brüche und Aufbrüche, durch seine rasante Art, wie er auf den verschiedenen Ebenen von der Einzelseelsorge ganz unten bis hin zur höchsten politischen Ebene ganz oben „Reich-Gottes-Arbeit“ leisten konnte. Norbert, der vieles anstieß. Norbert, der Reformier.

Norbert war eine große Persönlichkeit und zugleich im Urteil seiner Zeitgenossen sehr umstritten. Für uns ist er Ordensgründer und Ordensvater, der in seiner Zeit um die Reform der Kirche gekämpft und im eigenen Leben konsequent damit begonnen hat.

Es wird das Ziel dieser Betrachtungen sein, diese vielen Aspekte und Facetten im Leben Norberts ein wenig auszufalten und näher zu bringen. Vieles hat Norbert angedacht und angestoßen, einiges davon umgesetzt und verwirklicht. Es wird darum gehen, in das Leben

⁵ Eine Formulierung, wie sie gerne die amerikanischen Mitbrüder verwenden.

des hl. Norbert einzudringen und dann sein Leben als Schlüssel für mein, für unser Leben zu betrachten. Es wird nicht ganz einfach sein, die Hauptlinien seines spirituellen Suchens und Strebens für unser Leben und für mein persönliches Klosterleben fruchtbar zu machen. Ein weiteres Ziel ist jedoch auch, eine neue Sicht auf und eine neue Liebe zum hl. Norbert zu finden.

„Solo Christo Duce“

Reform der Kirche hieß für Norbert zuerst Reform Norberts, das heißt Umkehr und Erneuerung seiner eigenen Person, „conversio“ nicht als Forderung an andere, sondern an sich selbst zuerst in der Form einer radikalen Christuskirche. „Solo Christo Duce“, das wird zum Hauptschlager seines Lebensentwurfes. Heute würde man übersetzen: Christus zum Führer haben; sein Leben unter die Führung Christi stellen. Wir tun uns schwer mit diesem Führerbegriff, der durch eine unselige Zeit so in Misskredit geraten ist. Aber wir sprechen unbefangen von „Führungskräften“ in der Wirtschaft und Politik. „Es muss wieder mehr geführt statt experimentiert werden“. Führungsqualität ist ein wichtiges Merkmal von Leitungspersonen, Oberen und Chefs. Darüber gibt es unzählige Seminare und Fachbücher. Führung im Sinn von Leitung z. B. einer Gruppe umfasst Mehreres:

- das Vertrauen der Menschen gewinnen und ihm gerecht zu werden versuchen
- anhören auf die Anliegen, Bedürfnisse und Erwartungen einer Gruppe
- Entwicklung von Zielvorstellungen und Visionen für das Zusammenleben
- argumentativ überzeugen und Zustimmung erwirken
- Wege und gangbare Schritte aufzeigen
- das Erreichte immer wieder überprüfen und weiterentwickeln
- Stimmungen, Gefühlslagen und atmosphärische Störungen wahrnehmen
- um das Wohl des einzelnen wie um das Gedeihen der Gruppe gleichermaßen besorgt sein
- umfassende Information über und Transparenz von Entscheidungsvorgängen.

Jeder wird hier eigene Akzente und Prioritäten setzen. Entscheidend bleibt bei jeder Form von Führung das Bemühen der Zielvorgabe und Wegbegleitung.

Wenn der hl. Norbert sich Christus als Führer erwählt und sich ihm unterstellt und unterordnet, dann anerkennt er ihn als Weg und Ziel seines Lebens. Jesus sagt von sich:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6).

Darin kommt beides zum Ausdruck. Norbert wählt für sich diesen Weg, den Jesus vorgibt: Treue zur Wahrheit und Liebe zum Leben. Die Wahrheit ist der Weg zum gelungenen Leben. Das macht das Leben u. U. nicht einfach und konfliktfrei. Es fordert bisweilen sogar sehr viel Stehvermögen und Aufrichtigkeit. Wir merken das ja selber in einer Gemeinschaft, wie problemgeladen es manchmal ist, die Wahrheit anzusprechen und aufs Tablett zu bringen. Lieber wird vieles verschwiegen, vertuscht und runtergespielt, wo klare Worte, entschiedene Stellungnahmen und Eintreten für andere gefragt wären. Wir spielen heile Welt und wissen, dass es nicht die Wirklichkeit ist. Freilich sind wir auch nicht jeden Tag zur Grundsatzdebatte aufgelegt. Aber viele sehen das auch Grundproblem der Kirche an, dass viele vieles wissen oder ahnen, dass aber der Mut fehlt, das klar anzusprechen und die Menschen mit der Wahrheit zu konfrontieren.

„Die Wahrheit wird euch frei machen (befreien)“ (Joh 8,32), sagt Jesus im Johannesevangelium.

Aus dieser wahrhaftigen Grundhaltung wollte Norbert sein Leben gestalten. Ohne Furcht vor Benachteiligung oder Ablehnung vertrat er die Wahrheit, insoweit er sie für sich er-

kannt hatte. Was ist Wahrheit? Darüber kann man sich streiten. Darum muss man immer wieder ringen. Aber für Norbert war Christus die Wahrheit, war sein Leben Kriterium für die Beurteilung von Vorgängen und Entwicklungen. Daraus hat er Orientierung für sein Leben und Handeln bezogen und dann auch konsequent danach gelebt. Nicht allen war sein Lebensweg einsichtig und schlüssig. Aber seine Liebe zu Christus als sein „Duce“, als sein Führer und Vorbild wurde von niemand in Frage gestellt. Diesem Jesus ähnlich zu werden, war sein Bestreben und Trachten, nachdem er einmal diesen Weg eingeschlagen hatte. Bei der entscheidenden Lebenswende auf dem Ritt nach Vreden soll Norbert ausgerufen haben: „Was willst du, dass ich tun soll!“ Damit stellte er sich von Anfang an unter die Führung des Herrn, unter seine Richtlinie. Und von nun an war sein Bestreben, diese Weisung des Herrn, seinen Willen zu erspüren und ihm zu entsprechen.

Vielleicht ist das auch für unser eigenes geistliches Leben die entscheidende Frage und Weichenstellung. Bin ich bereit, den Herrn als meinen Herrn anzuerkennen oder wie es Deuteronomium formuliert:

„Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft“ (Dtn 6,4-5).

Darin steckt die Anerkennung Gottes aus ganzem Herzen und mit ganzer Seele, mehr noch, die Liebe zu Gott mit allen Fasern meines Herzens und meiner Seele. Die Juden binden sich diesen Spruch an Stirn und Handgelenk, an Türpfosten und Hauseingänge, um ständig daran erinnert zu werden. Sie beten diesen Text mehrere Male täglich, um ihn nicht zu vergessen. So wichtig ist ihnen dieser Schlüsseltext, diese Grundforderung ihres Glaubens. Für uns ist dieser Text zwar auch bekannt, gewusst, begriffen, aber noch viel zu wenig im Herzen lebendig. So lebendig und zentral steht uns Gott nicht vor Augen. Und doch sind wir auf diesen Gott getauft und gefirmt worden, haben wir uns ihm geweiht und total übergeben oder sind dabei, es zu tun. Gott ist eine Größe in meinem Leben - gewiss -, aber nicht die Größe, nicht die alles entscheidende Größe, ohne die nichts in meinem Leben zu denken wäre. Gott gehört meine Liebe - gewiss -, aber er ist nicht die große Liebe, die mich total beherrscht und besetzt hält, ohne die ich gar nicht leben möchte. So sprechen jedenfalls Verliebte von ihrer Liebe: „Ich kann ohne dich nicht leben!“

Es wird in diesen Tagen einfach darum gehen, dieser Frage nachzuspüren: Wie viel Zeit habe ich übrig für den, den ich „aus ganzem Herzen liebe“? Wie schaut die ihm gewidmete Zeit denn aus? Bin ich da wirklich „mit all meinen Kräften“ bei dem, den ich so gern hab? Wie hoch steht diese ihm reservierte Zeit in der Prioritätenliste meines Alltags: Stimmt es denn, dass ich dem, den ich „mit ganzer Seele liebe“, nichts vorziehe und nichts vorenthalte? Wenn man manchmal im Chor Mitbrüder oder Mitschwester beobachtet, hat man nicht das Gefühl, dass sie an den denken, zu dem sie beten, dass sie nicht bei „der Sache sind“, besser beim Geliebten sind. Da wird gebetet und noch im Buch rumgesucht; da wird gebetet und schon alles abgeräumt; da wird gebetet und dann in der Kirche die Leute beobachtet; da wird gebetet und im Herzen ist man ganz wo anders; da wird das Beten zum Kleinkriegsschauplatz, wo man sich über den/die andere/n ärgert und dann bockt und innerlich tobt, oder den anderen ausbremst oder niederschreit. Wir gehen zum Beten wie zum Zeitungslesen ohne Vorbereitung, ohne Einstimmung, ohne innere Hinwendung, ohne Verweilen-wollen bei ihm, ohne Begeisterung, ohne Herzenswärme, ohne Herzklopfen angesichts dieses erhabenen Gottes gegenüber, einfach so. An unserem täglichen privaten und gemeinschaftlichen Beten können wir für uns schon einmal ablesen, was uns dieser Gott bedeutet.

Sicher dürfen wir mit Gott familiär und privat-vertraulich umgehen, wir dürfen mit allem kommen und alles sagen. Aber wir sollten immer uns bewusst sein, zu wem wir beten. Die Ostkirche kennt noch den heiligen Schauer angesichts des Unnahbaren und Unaussprechlichen, den Gott Himmels und der Erde. Für uns ist alles so vertraut, so gewohnt, fast gewöhnlich. Dabei hat es einem Moses buchstäblich die Schuhe ausgezogen, als er in die Nähe des Herrn geriet.

Was verrät unser Beten einem Außenstehenden, einem Ungläubigen, einem Frommen aus einer anderen Religion?

Könnte der an unserem Verhalten ablesen, zu wem wir beten, mit wem wir da Umgang haben, was uns Beten selber bedeutet?

Welchen Platz nimmt Gott in meinem Leben ein?

Für den hl. Norbert war Christus der Führer. Als es darum ging, welchen Weg er in spiritueller Hinsicht einschlagen sollte, hat er sich in die Einsamkeit zurückgezogen, zuerst in die kleine Dionysiuskapelle vor dem Xantener Dom, dann zu den einzelnen Orten spirituellen Lebens, schließlich auf den Fürstenberg. Diese Orte stehen für eine intensive Suche und Auseinandersetzung mit dem Willen Gottes.

Was ist für mich der Weg nach deinem Willen?

Wo willst du mich haben?

Zeig mir doch, was du mit mir vorhattest/vorhast, als du mich vor urdenklicher Zeiten gedacht und dann ins Leben gerufen hattest. Für den hl. Norbert wurde der Wille Gottes im Gebet und im Gespräch klarer, im Hinhören auf Gott und im Hinhören auf die Mitmenschen, die aber auch kompetent und gottesfürchtig zu sein hatten. Schließlich hat er seinen Weg erkannt als Wanderprediger, dann auf Anraten des Papstes und seines Freundes als Ordensgründer, dann auf dem Weg der Berufung durch die Kirche als Erzbischof.

Vertrauen wir uns in diesen Tagen besonders seiner Führung an, seinem Geist, seiner Eingebung. Es kommt nicht auf meine Vorträge an, sondern auf Deine Offenheit, nicht auf meine Rhetorik, sondern auf seine Einflüsterungen, nicht auf meine Eloquenz, sondern auf seine Inspiration. Gehen wir den Weg gemeinsam im gemeinsamen Beten und Schweigen, Danksagen und Bitten, Hinhören und Miteinandersprechen, Nachdenken und Abschalten, gemeinsames Feiern und gesammeltes Bei-sich-sein. Exerzitien sind ein Geschenk, Tage des Heiles und der Gnade. Da müssen wir nicht in erster Linie etwas machen, sondern dürfen leben, erleben, aufleben, durchatmen.

Gebet⁶

Gott, du hast den hl. Norbert zu einem herausragenden Diener deiner Kirche gemacht, zu einem Predigers des Friedens, zu einen unermüdlichen Diener deines Volkes.

Wir danken dir für diese geistliche Familie, die ihr Leben Norbert verdankt, für die Söhne und Töchter, die sein Werk weiterführen.

Bewahre sie gläubig in seiner Lehre, so dass ihr gemeinsames Leben, ihr Dienst und Gebet dich allein verherrlichen durch Jesus Christus vom Aufgehen der Sonne bis zum Untergang, jetzt und für immer.

⁶ „Loving God, you made St. Norbert an outstanding minister of your Church, a preacher of peace and a tireless servant of your people. We thank you for the religious family that takes its life from Norbert, for his sons and daughters who continue his service. Keep them faithful to his teaching so that their common life, ministry and prayer may glorify you through Jesus Christ from the rising of the sun to its setting now and forever.

St. Norbert, pray for us.”

Heiliger Norbert, bitte für uns.

2 Norberts Armutsideal

Der hl. Norbert (1080/5-1134)⁷ lebte fast 100 Jahre vor Franziskus (1181/2–1226), der vielleicht die „heilige Armut“ am radikalsten und konsequentesten gelebt und eingefordert hat. Er hat ja die Armut personifiziert und als Braut apostrophiert und verehrt.

Der hl. Norbert hat seinen eigenen Weg mit der Armut zu gehen und musste selber Schritt für Schritt den Umgang mit dieser „Hohen Frau“ lernen. Nach seinem Bekehrungserlebnis zieht sich Norbert aus allen Veräußerlichungen und Weltlichkeiten zurück und beginnt ein Leben in Buße und Einkehr. Seine große Leidenschaft wird die Wanderpredigt, wo er völlig mittellos und barfuss von Ort zu Ort zieht, um den Menschen zu predigen. Aber der äußere Schein trügt. Auf der Synode von Fritzlar wird Norbert angegriffen, warum er sich „nach außen als Mönch gebe, obwohl er doch nach wie vor aus eigenen Mitteln lebe und in kein Kloster eingetreten sei und mit welcher Berechtigung er, der doch noch immer Weltgeistlicher sei, Schafs- oder auch Ziegenfelle benutze“.⁸

Auf diese berechtigte Anfrage erwiderte Norbert:

„Was endlich meine Kleidung betrifft, so lehrt uns der erste Hirte der Kirche, dass Gott an kostbarem Gewand kein Wohlgefallen hat. Daher sei von Johannes dem Täufer zu lesen, dass er sich ein Gewand von Kamelhaar anlegte, und von der heiligen Cäcilia, dass sie auf bloßem Leib ein Gewand von Ziegenhaar getragen habe. Auch schuf der Schöpfer des Menschen zu Anbeginn der Welt dem Adam kein Purpurkleid, sondern eine Hülle von Fell, und die gab er ihm“.

Dieser Angriff hatte Norbert indes zu Denken gegeben. So verschenkte er die Kirche vom Fürstenberg dem Kloster von Siegburg, dann gab er dem Erzbischof Friedrich von Köln alles zurück, „was er aus seiner Hand an Ämtern und Einkünften besessen hatte. Weiter verkaufte er seine Häuser und alles, was er aus väterlichem Erbe oder sonst zu Erbrecht besaß, mit allem, was dazugehörte, und verteilte den Erlös unter die Armen. Nur seine priesterlichen Gewänder behielt er und ein wenig Silber etwa im Wert von 10 Mark“⁹.

Jetzt auf der Pilgerreise als Wanderprediger auf dem Weg zum Papst Gelasius in Saint-Gilles „verteilte er das restliche Silber unter die Armen und wanderte, nachdem er das Bündel weltlicher Habe ganz hinter sich gelassen hatte, nur mit einem wollenen Leibgewand und darüber einem Mantel bekleidet, mit seinen zwei Begleitern barfuss durch schauerliche Winterkälte nach Saint-Gilles“.¹⁰

Und noch einige Bemerkungen über die Armut von Norbert sind in de Vita zu finden:

„Von niemand verlangte er etwas; wenn ihm aber etwas gebracht wurde, schenkte er es den Armen und Aussätzigen. War er doch ganz unbesorgt, dass er von der Gnade Gottes alles bekommen werde, was er zum Leben brauche“¹¹

Bekannter ist noch die andere Stelle vom Einzug nach Magdeburg:

⁷ Norbert wird gelegentlich auch als „Proto“-Franziskus bezeichnet.

⁸ Vita A, Kap. 4.

⁹ Vita A, Kap. 4.

¹⁰ Vita A, Kap. 5.

¹¹ Vita A Kap. 624-27.

„Als er aber bei seinem Herannahen die Stadt Parthenopolis erblickte, entblößte er seine Füße und zog barfuss ein (am Sonntag, den 18.7.1126). Nach seinem Empfang in der Kirche begab er sich, von sehr vielen begleitet, zum Palast. Bekleidet mit einem armseligen Umhang, war er überhaupt nicht zu erkennen und musste erleben, dass ihn der Pförtner zurückwies. Als die anderen deswegen dem Pförtner Vorwürfe machten, lächelte Vater Norbert und sprach: „Keine Furcht! Du nämlich kennst mich besser und siehst mich mit klarem Auge als die andern, die mich in diese Paläste zwingen, in die ich armer und geringer Mensch nicht hätte erhoben werden dürfen.“¹²

Aus dem Bericht der Vita spürt man die Verlegenheit, wie aus dem „pauper Christi“ langsam wieder eine einflussreiche Persönlichkeit des öffentlichen Lebens wird mit herausgehobener Stellung und sicher auch entsprechender Lebensführung. Norbert freilich, in seinem Innersten zumindest, ist er sicher der anspruchslose, arme Wanderprediger geblieben, der nichts besitzen wollte als den Reichtum der Erkenntnis Gottes. Er musste selbst erst Schritt für Schritt lernen loszulassen und abzugeben; er musste selber erst lernen arm zu leben und arm zu sein. Sein Ideal war sicher der Herr selbst, der nichts hatte, worauf er sein Haupt legen konnte, der wandernd und predigend durch die Lande zog und sich von dem ernährte, was sich ihm anbot. So arm sein wie der arme Christus, das war die Grundidee für Norbert; das suchte er selbst zu verwirklichen, nachdem er gespürt hatte, dass Reichtum und Besitz den Menschen besetzt halten und abhängig sein lassen.

Je mehr er losließ, desto freier wurde er; je mehr er hergab, desto glaubwürdiger wurde sein Leben und seine Botschaft. Was wunder, dass er alles daransetzte, auch seine Kanonikerbrüder in Xanten, dann in Laon von dieser Sicht- und Lebensweise zu überzeugen und sie zur Aufgabe des Privatbesitzes zu bringen. Die Armutsfrage wurde zur Kernfrage des Reformansatzes. Mit dieser Frage verbunden war natürlich auch das konsequente Gemeinschaftsleben und die Betonung des ehelosen gottgeweihten Lebens.

Bei der Gründung in Prémontré war sicher dieser Geist der Armut und des Verzichtes in radikalster Weise vorhanden und in entsprechende Lebensformen gegossen. Nach allem, was man weiß, war das ein extrem entbehrungsreiches Leben in der Gründungsphase dieses neuen Reformordens.

Armut ist kein Gut an sich, kein erstrebenswerter Zustand für sich allein genommen. Armsein ist zuerst Defizit und Mangel, im Extremfall Entbehrung, Leiden, Not und Lebensbedrohung, wenn es am Notwendigsten fehlt. Die Armut anzustreben ist kein Tugendziel für sich allein genommen. Eher schon Haltungen, die dahinter stecken wie zunehmende Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit, Maßhalten können, Bereitschaft zu Teilen und den sozialen Zusammenhang zu den anderen Menschen zu sehen und mit zu berücksichtigen. Wenn Reichtum Diebstahl ist extrem ausgedrückt, Diebstahl am Besitz, der eigentlich allen zusteht und allen gehört, dann wäre Armut die angemessene Form, wenn sie auf gerechter Verteilung und gleichgewichtigem Zugang zu den Gütern der Welt beruht. Selber weniger haben, damit andere auch leben und überleben können: in diesem Sinn wäre Armut die gerechte Verteilung, der Verzicht zugunsten von Bedürftigen und im Elend Lebenden. Armut als Verzicht auf Verschwendung und Anhäufung, als Verzicht auf übertriebener Gütermehrung und Besitzansammlung, damit anderen Lebensmöglichkeit bleibt. Dieses Prinzip liegt jeder Bodenreform zugrunde, die Verminderung des Besitzes auf der einen Seite, damit andere auch Boden zur Verfügung haben um zu leben. Oder heute gerechte Verteilung von bezahlter Arbeit, damit auch andere eine Lohnmöglichkeit bekommen können, um ihr Le-

¹² Vita A, Kap.1829-37.

ben zu fristen. Diese Sicht von Armut im Sinn des sozialen Ausgleichs wird heute immer wichtiger und notwendiger.

Aber das Armutsideal geht noch weiter, von der Gerechtigkeit zur Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Wenig zu besitzen wird höher bewertet als viel zu haben. Dahinter steckt das Ideal der Unbelastetheit von materiellen Werten, um sich mehr den geistigen und geistlichen Werten widmen zu können. Die Jagd nach irdischen Gütern wird aufgegeben zugunsten der „himmlischen Güter“.

„Suchet zuerst was droben ist“ (Kol, 3,1).

„Sammelt euch nicht Schätze hier auf der Erde, wo Motte und Wurm sie zerstören und wo Diebe einbrechen und sie stehlen, sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Wurm sie zerstören und keine Diebe einbrechen und sie stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Mt 6,19-21).

Die Frage nach der Armut ist letztlich eine Frage nach den eigentlichen Werten des Lebens. Was zählt letztlich für uns und für mich. In einer Konsum- und Profitgesellschaft, die hemmungslos auf Verbrauch und Wachstum, auf Fortschritt und Steigerung setzt und das mit Lebenssinn und Lebensglück gleichsetzt, ist die Haltung des Maßes und Verzichts, die Suche nach Verlangsamung und Vertiefung von Erleben und Begegnen ein deutlicher Kontrapunkt. Sie wird heute unterstützt durch das immer dringlicher werdende ökologische Bewusstsein, das auf Bewahren der Schöpfung und Erhalten der Natur setzt.

Armut in der Gestalt von Einfachheit und Solidarität braucht aber noch eine spirituelle Vertiefung. Der hl. Norbert kannte alle diese sozialen und ökologischen Momente noch nicht. Er orientierte sich an der Person Jesu und wollte ihm sich angleichen, ihm immer ähnlicher werden; er wollte arm dem armen Jesus folgen, nackt dem nackten Jesus gleichen. Der Maßstab für die Armut ist die Lebensweise Jesu, der selber als Wanderprediger ohne feste Behausung, ohne Grund und Boden, ohne Eigentum und Besitz sein Leben führte. Jesus war damit frei und unabhängig, unangreifbar und total selbständig. Man konnte ihn materiell nicht unter Druck setzen. Dass er darüber hinaus eine unbeugsame und starke Persönlichkeit war, kommt dann noch dazu. Jeder, der ihm begegnete, spürte diese Kraft und diese Mächtigkeit. Für Jesus war die materielle Lebensbasis nicht unwichtig. Er konnte durchaus das genießen und sich daran freuen. Er nahm die Schönheit der Lilien wahr und die Unbeschwertheit der Vögel. Aber er hat sich zu keine Zeit davon in Beschlag nehmen lassen, von der Lebenssorge und Unterhaltungspflicht, vom Existenzkampf und vom Kampf ums Überleben. Er kannte die Nöte und Sorgen der Menschen, der Kranken und Deklassierten, der ausgestoßenen und Abgeschriebenen, die zu allen Nöten des Lebens noch mit Ausgrenzung und Ablehnung fertig werden mussten. Wo es ging, versuchte er ihr Lebenslos zu bessern, ihre Not zu beheben. aber für sich selbst war er davon frei. Seine größte Sorge war das Anbrechen des Gottesreiches, so dass er das sogar auf die Kurzformel bringen konnte:

„Euch muss es erst um das Reich Gottes und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33).

Für Jesus gibt es ganz klare Prioritäten, eine ganz klare Wertehierarchie. Er will uns auf diese Logik des Gottesreiches einschwören. Dazu soll die Armut helfen. Es geht um den Wert des Kommenden Reiches. Die Armut soll uns dafür wach halten.

Wenn man auf dem Hintergrund der radikalen Armut des hl. Norbert die Aussagen des nachsynodalen Schreibens „Vita consecrata“¹³ liest und dabei besonders die Aussagen zum Thema Gelübde der Armut liest, findet man wichtige Formulierungen und Erläuterungen.

¹³ Papst Johannes Paul II., Nachsynodales apostolisches Schreiben Vita Consecrata vom 25. März 1996.

Das Geweihte Leben wird hier verstanden als ein „anpassendes Sich-einfühlen“ in das Geheimnis Christi. Die Evangelischen Räte sind der Weg dieser Anpassung und Empathie auf das Geheimnis Christi hin.

„Durch die Nachahmung der Armut bekennen die Christen des „Geweihten Lebens“ ihn (Christus) als den Sohn, der alles vom Vater empfängt und in der Liebe ihm alles zurückgibt (vgl. Joh 17,7.10)“¹⁴. Hier wird nochmals die Rückgebundenheit gerade dieser Armuthaltung Jesu an seinen Vater betont. Ohne seine absolute Liebe zum Vater ist diese Haltung schlechterdings nicht lebbar. Und umgekehrt öffnet erst eine solche radikale Armut die Offenheit für die bleibende Sorge Gottes dem Armen gegenüber. Darin liegt sicher die Begründung für die Seligpreisung der Armen, weil sie nichts von sich, aber alles von Gott erwarten.

„*Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich*“ (Mt 5,3).

„Die evangelischen Räte, durch die Christus einige dazu einlädt, seine Erfahrungen der Keuschheit, der Armut und des Gehorsames zu teilen, erfordern bei dem, der sie annimmt, das ausdrückliche Verlangen nach vollständiger Gleichförmigkeit mit ihm und lassen dieses Verlangen klar zu Tage treten. Durch ein Leben „in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit bekennen die Personen des GL, dass Jesus das Vorbild ist, in dem jede Tugend zur Vollkommenheit gelangt. Seine Lebensform in Keuschheit, Armut und Gehorsam erscheint in der Tat als die radikalste Weise, das Evangelium auf Erden zu leben, eine sozusagen *göttliche* Lebensform, weil sie von ihm, dem Gottmenschen, als Ausdruck seiner Beziehung als des eingeborenen Sohnes zum Vater und zum Heiligen Geist angenommen wurde.“¹⁵

Diese Aussage steht unter der Überschrift des 18. Kapitels „Per Filium: in den Fußstapfen Christi“. Damit ist alles Leben nach den Evangelischen Räten auf Nachfolge eingeschwo-ren. Es gibt keine andere Motivation und Legitimation für diesen Weg als in der Übernahme der Lebenseinstellung Jesu. Es bleibt allerdings die Frage, wie das konkret ausschauen soll und wie man das heute glaubwürdig leben kann.

Wenn man die Evangelischen Räte als Geschenk Gottes, näherhin des trinitarischen Lebens in Gott sieht, dann muss man sie als Ausdruck der Liebe sehen, die der Sohn dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes entgegenbringt. Wer diese Lebensweise befolgt, erlebt besonders intensiv den trinitarischen und christologischen Charakter, der das ganze christliche Leben kennzeichnet.

„Die Armut bekennt, dass Gott der einzige wahre Reichtum des Menschen ist. Nach dem Beispiel Christi gelebt, der, obwohl er „*reich war, arm wurde*“ (2 Kor 8,9), wird die Armut Ausdruck jener Ganzhingabe, zu der sich die drei göttlichen Personen gegenseitig machen. Es ist die Hingabe, die in die Schöpfung überströmt und sich voll in der Menschwerdung des Wortes und in seinem erlösenden Tod offenbart.“¹⁶

Armut in dieser Sicht ist im Gehorsam und in der Sendung des Herrn begründet. Der Herr hat seine Position und Stellung im dreifaltigen Geheimnis aufgegeben zugunsten von uns Menschen. Er hat sich arm gemacht, er ist heruntergekommen, eine Karriere nach unten, er hat sich selbst entäußert und sein Gottsein aufgegeben. Wir können das kaum nachvollziehen und in richtige Worte kleiden. Das gelingt allenfalls in einer hymnischen Sprache wie im Philipperhymnus (Phil 2,5-11). Paulus sagt es ganz schlicht und das trifft auf die Armutsnachfolge zu:

„*Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus entspricht*“ (Phil 2,5).

¹⁴ Vita Consecrata, Kap 16.

¹⁵ Vita Consecrata, Kap 18.

¹⁶ Vita Consecrata, Kap 21.

Dem Leben in Christus entspricht es, wie er arm zu leben, „arm dem armen Christus zu folgen“, wie es dann Norbert konkretisiert.

In immer neuen Wendungen wird diese Nähe der Evangelischen Räte zum Herr ausgedrückt: „Das geweihte Leben stellt wahrhaftig lebendige Erinnerung an die Lebens- und Handlungsweise Jesu als fleischgewordenes Wort gegenüber dem Vater und gegenüber den Brüdern und Schwestern dar. Es ist lebendige Überlieferung des Lebens und der Botschaft des Erlösers.“

Zur Armut wird dann nochmals betont:

„Seine volle Zustimmung zum Plan des Vaters offenbart sich auch in der Loslösung von den irdischen Gütern: „*Er, der reich war, wurde eurentwegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen*“ (2 Kor 8,9). Die Tiefgründigkeit seiner Armut erweist sich in der vollkommenen Aufopferung alles dessen an Gott, was sein ist.“¹⁷

Schließlich findet sich in diesem päpstlichen Schreiben die Ermahnung, sich in Ehelosigkeit, in der Armut und im Gehorsam die Lebensform zu eigen zu machen, die Jesus persönlich gelebt hat und von ihm den Jüngern empfohlen worden ist. Wir leben auf Empfehlung des Herrn. Das Schreiben arbeitet die Besonderheit der Ordensleute heraus:

Die Laien haben (nicht ausschließlich) den Weltcharakter, die geweihten Hirten den Dienstant-Charakter, die Ordensleute die besondere Gleichförmigkeit mit dem keuschen, armen und gehorsamen Christus (31).

Unser Leben als Ordensleute soll vor allem ein „servitium caritatis“ sein, ein Dienst der Liebe. Das drückt schon aus, dass das geweihte Leben kein Selbstzweck ist und kein Rückzug in die Mentalität von „Rette deine Seele“. Es ist in erster Linie Dienst aus Liebe, steht im Dienst der Liebe zu Gott und zu den Menschen, einer „Liebe bis zum Ende“. Wie real dieser „Dienst bis zum (bitteren) Ende“ sein kann, mag das Blutzugnis der sieben Trappisten in Algerien deutlich machen. Die Hauptaussage über die Armut steht freilich unter dem Abschnitt „Prophetisches Zeugnis des geweihten Lebens (84-95). Wir sind doch berufen, „Christus *aus nächster Nähe* zu folgen und ihn *zum Ganzen* ihrer Existenz zu machen“ (72).

Die evangelische Armut heute ist eine Antwort auf den habgierigen Materialismus, der gegenüber den Bedürfnissen und Leiden der Schwächsten gleichgültig ist und sich nicht um das Gleichgewicht der natürlichen Hilfsquellen kümmert. Die evangelische Armut steht im Dienst an den Armen.

„In Wirklichkeit ist die evangelische Armut, noch ehe sie ein Dienst an den Armen ist, ein Wert an sich, ruft doch die erste Seligpreisung zur Nachahmung des armen Christus auf. Ihr erster Sinn besteht in der Tat darin, Gott als eigentlichen Reichtum des menschlichen Herzens zu bezeugen. Eben darum kämpft sie vehement gegen die Vergötterung des Mammons, indem sie als prophetischer Appell gegenüber einer Gesellschaft auftritt, die in so vielen Teilen der Welt des Wohlstandes Gefahr läuft, den Sinn für das Maß und die eigentliche Bedeutung der Dinge zu verlieren. Deshalb findet ihr Ruf heute mehr als zu anderen Zeiten auch bei denjenigen Beachtung, die im Wissen um die Beschränktheit der Hilfsquellen des Planeten die Achtung und Bewahrung der Schöpfung durch Einschränkung des Konsums, durch Mäßigung und Auferlegung einer gehörigen Zügelung der eigenen Wünsche beschwören.

¹⁷ Vita Consecrata, Kap 22.

Von den Personen des geweihten Lebens wird also ein enormes und kraftvolles evangelisches Zeugnis der Entsagung und der Mäßigung in einem von den Kriterien der Einfachheit und Gastfreundschaft inspirierten brüderlichen (schwesterlichen) Lebensstil verlangt, auch als ein Beispiel für alle, die den Bedürfnissen des Nächsten gegenüber gleichgültig sind. Dieses Zeugnis wird natürlich mit der bevorzugten Liebe für die Armen einhergehen und in besonderer Weise dort in Erscheinung treten, wo die Lebensverhältnisse der Allerärmsten geteilt werden.

Da gibt es großartige Zeugnisse evangeliumsgemäßer Solidarität und heroischer Hingabe. „Und nicht minder bedeutsame Seiten wurden und werden noch immer von zahllosen anderen Personen des geweihten Lebens geschrieben, die ihr „mit Christus in Gott verborgenes“ Leben (Kol 3,3) ganz für das Heil der Welt leben, zum Zeichen der Unentgeltlichkeit, der Hingabe des eigenen Lebens in wenig anerkannte und noch weniger mit Beifall bedachte Anliegen. Durch diese verschiedenen und einander ergänzenden Formen hat das geweihte Leben teil an der vom Herrn angenommenen äußersten Armut und lebt seine besondere Rolle im Heilsgeheimnis seiner Menschwerdung und seines Erlösertodes.“¹⁸

Das auf Maßhalten und Solidarität aufgebaute allgemeingültige Armutsideal muss sicher auf jeden Orden, auf jede Gemeinschaft und dann nochmals auf einen persönlich übersetzt und vor allem gelebt werden, soll es überhaupt etwas von seinem „prophetischen Lebensstil“ ausstrahlen.

In unserer Ordenstradition liegen die Hauptakzente des Armutsideals auf den beiden Schwerpunkten Einfachheit und Teilen, symbolisiert in dem Bild der offenen Hände. Die „offenen Hände“ haben aus sich nichts vorzuweisen und sie wollen auch nichts über Gebühr festhalten. Was empfangen wird, wird weitergeben, geistlich und materiell, spirituell und finanziell. Alles, was wir erhalten und überkommen haben, ist kein Eigentum und Privatbesitz, sondern unterliegt der „Sozialbindung“. Alles, was wir besitzen, gehört uns als Gemeinschaft und verpflichtet uns zur Solidarität mit den Bedürftigen. Wo wir aufhören, sozial zu denken und sozial zu handeln, verraten wir die Armen und unser Armutsideal.

Armut ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Ist mein Lebensstil vor den anderen draußen, die dieses Ideal nicht kennen, glaubwürdig und überzeugend, in der Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Offenheit und Transparenz. Nach Augustinus sind wir in der Armut dann weitergekommen, wenn wir mehr an die anderen als an uns selbst denken, wenn uns die Gemeinschaft wichtiger ist als meine persönlichen Belange.

„Keiner soll etwas für sich selbst erarbeiten, sondern all eure Arbeiten geschehe mit mehr Eifer und größerer Freude für die Gemeinschaft, als wenn jeder für sich selbst arbeiten würde. Liebe nämlich, von der geschrieben steht: „*Sie sucht nicht den eigenen Vorteil*“ (1 Kor 13,5) besagt: Das Gemeinsame über das Eigene, nicht das Eigene über das Gemeinsame stellen. Ihr seid also um so weiter vorangekommen, je mehr ihr um die gemeinsame Sache bemüht seid, statt um eure privaten Interessen“¹⁹

„Unser gemeinsamer Besitz soll auch den Armen zugute kommen.“ Dieser Aspekt wird in unseren Konstitutionen deutlich betont. „So legen wir nach dem Vorbild Christi Zeugnis ab, dass alles, was der Mensch besitzt, ja alles, was er selbst ist, den Menschen zur Erlangung der Glückseligkeit dienen soll, die ihnen bestimmt ist.“²⁰

¹⁸ Vita Consecrata, Kap 90.

¹⁹ Augustinusregel, V,2.

²⁰ Konstitutionen, Kap. 43 (40).

3 Norberts Predigtideal

Norbert (1080/5-06.06.1134) ist Zeit seines Lebens Wanderprediger gewesen und geblieben. Damit hat er hundert Jahre vor Dominikus (1170/1-06.08.1221) schon das Ideal des Predigers betont und gelebt und könnte so mit Recht als „Proto-Dominikus“ bezeichnet werden, als einer, der lange vor dem hl. Dominikus die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Predigens entdeckt und umgesetzt hat. Seit seiner Bekehrung, wobei das kein punktueller Erlebnis war – der Blitzschlag auf dem Ritt nach Vreden war sicher nur der äußere Anlass einer inneren Entwicklung – hat Norbert nicht aufgehört, sich an Menschen zu wenden und zu ihnen zu predigen. In der Vita finden sich einige interessante Hinweise.

„Wenn er dort (in der Xantener Kirche) turnusgemäß das heilige Messopfer feierte, richtete er sein mahnendes Wort öffentlich an das umstehende Volk; und wenn hernach die Geistlichen im Kapitel versammelt waren, gab er ihnen mit einer gewissem Freimut anklagend, beschwörend, zurechtweisend, doch in aller Geduld und Lehrweisheit, seine heilsamen Ermahnungen.“²¹

„Hier (Synode von Fritzlar) wurde von seinen Neidern gegen ihn vorgebracht: mit welcher Berechtigung er das Predigeramt ausübe. Norbert erwiderte: „Wenn ich wegen des Predigens angegriffen werde, so steht geschrieben: *„Wer einen Sünder von seinem Irrweg bekehrt, rettet seine Seele und deckt eine Menge Sünden zu“* (Jak 5,20). Die Macht zu predigen aber ist uns durch den Empfang der Priesterweihe gegeben, da es heißt: *„Empfanget das Amt und seid Verkünder des Wortes Gottes!“* (Jak 1,27)“²²

„Da der Papst (Geladius II.,1118-1119) bemerkte, dass er weise und ein Eiferer für Gott war, suchte er ihn bei sich zu halten. Norbert aber bekannte dem Papst in tiefer Demut seinen Vorsatz, und so gestattete ihm der Papst weiterzuziehen. Auch erhielt er vom Papst die Erlaubnis, frei und ungehindert zu predigen, welche Erlaubnis ihm der Papst schriftlich bestätigte. Nachdem er so durch päpstliches Gebot die Predigterlaubnis empfangen hatte, trat er den Rückweg von Saint-Gilles an und gelangte durch knietiefen Schnee und schneidendes Eis wandernd nach Orleans.“²³

„Wo immer er mit seinen Gefährten des Weges zog und in die Nähe von Dörfern oder Flecken kam, verließen die Hirten ihre Herden, rannten eilig voraus und meldeten den Leuten seine Ankunft. Wenn nun das Volk in Scharen zu ihm strömte und bei der Feier der Messe sein Mahnwort hörte über die Buße, die man tun muss, und über die Hoffnung auf das ewige Heil, das einem jedem verheißen ist, den der Namen des Herrn anruft, dann schöpften alle Freude aus seiner Gegenwart, und glücklich schätzten sich, wer ihn in sein Haus bergen durfte. Staunen erregte seine neue Art zu leben, nämlich auf Erden zu leben und nichts von der Erde zu wollen.“²⁴

Nicht selten, wenn er gebeten wurde, das Wort der Ermahnung zu ergreifen, befanden sich unter denen, die etwas lernen wollten, auch andere, die ihn versuchen und ihm Tücken antun wollten, um seine Predigt zu stören.

²¹ Vita A, Kap. 2.

²² Vita A, Kap. 4.

²³ Vita A, Kap. 5.

²⁴ Vita A, Kap. 6.

„Von da brach er am anderen Tag in aller Morgenfrühe auf und begab sich an einen anderen, nicht weit davon entfernten Ort namens Gemblours, um dort zum Volk zu predigen. Man nahm ihn mit größter Ehrerbietung auf, da man hörte, dass er ein Kündler des Gotteswortes und Bringer des ersehnten Friedens war.

Norbert setzte seinen Weg fort und kam in das Dorf namens Couroy. Und weil sich die Kunde von ihm schon überall verbreitet hatte, strömte das Volk aus der Nachbarschaft herbei. Und als er nach der Feier der Messe wie gewohnt über den Frieden und die Eintracht sprach, begann er einige Verfeindete zu ermahnen ...

Im gleichen Jahr verschied der fromme Papst Gelasius aus dieser Welt, von dem Norbert die Predigerlaubnis erhalten hatte ...

... sondern besprach mit dem Papst (Callixtus auf der Synode zu Reims am 20.10.1119) seinen Stand und bat um Erneuerung der päpstlichen Urkunde, die er, wie gesagt, von seinem Vorgänger Gelasius bekommen hatten, und erhielt sie auch.²⁵

„Als Norbert deswegen befragt antworten musste, sprach er mit demütigen Worten zum Papst (Callixtus zu Laon): „Ehrwürdiger Vater, erinnerst du dich denn nicht, für welche Aufgabe und Arbeit ich nun schon zweimal bestimmt worden bin, einmal von deinem Vorgänger seligen Angedenkens und das andere Mal von dir, nämlich dafür: das Wort Gottes zu verkünden („ad praedicandum Verbum Dei destinatus sum“).

Als nun der Winter vorüber war, zog er wieder aus (im Jahr 1120), um zu predigen und kam nach Cambrai. Hier gewann er einen jungen Mann namens Evermod“ (erster Bischof von Ratzeburg 1154-1178).²⁶

„Auch nach Köln kam Vater Norbert, wo man ihn gerne aufnahm und um so lieber seiner Predigt und seinen Äußerungen lauschte, als man ihn früher als jungen Mann kennengelernt hatte und ihn jetzt so wunderbar gewandelt sah. Hier wurden viele durch sein Mahnwort Nachahmer der Armut Christi und folgten ihm nach ...

Und was er lehrte, zeigte er ihnen vor durch sein Beispiel ...

Das apostolische Leben nämlich, das er mit seiner Predigtätigkeit angenommen hatte, wünschte er jetzt möglich genauso zu leben, wie es seines Wissens dieser heilige Mann in der nachapostolischen Zeit geordnet und erneuert hatte.²⁷

„Nachdem das geschehen war (die Gründung von Prémontré), zog Norbert in gewohnter Weise wieder aus zum Predigen.“²⁸

„Der fromme Prediger Norbert“ (pius praedicator Norbertus).²⁹

Predigen war für Norbert eine Berufung und eine Leidenschaft. Er war ein Mann des Wortes. Er hat keine Zeile geschrieben. Kein originelles Wort ist von ihm überliefert. Er war ein geborener Prediger, der voll aus dem Herzen sprach und der kein Manuskript brauchte, um über Gott und seine Welt zu sprechen. Das scheint für Norbert unverrückbar zu sein, seine Berufung, der er in allen Lagen, Situationen und Aufgabenstellungen seines Lebens treu geblieben ist. Hier könnten wir uns schon einmal fragen:

²⁵ Vita A, Kap. 8.

²⁶ Vita A, Kap. 9.

²⁷ Vita A, Kap. 12.

²⁸ Vita A, Kap. 13.

²⁹ Vita A, Kap. 16

Was ist meine Destination, meine Bestimmung und Berufung?
Zu was fühle ich mich letztlich bestimmt und verpflichtet in diesem existentiellen Sinn?
Was ist für mich die „schöne Perle“, der zuliebe ich alles andere aufgeben möchte?
Was habe ich in meinem Leben durchgetragen und durchgehalten?
Wem bin ich treu geblieben durch alle Tage meines Lebens (vgl. „Ich will dir die Treue halten in guten und in bösen Tagen“)?

Norbert fühlte sich gedrängt von Innen und beauftragt durch die Kirche, durch die Priesterweihe. Seine Berufung verstand er gleichzeitig als Sendung. Vielleicht gibt es im geistlichen Leben nicht das eine ohne das andere. Oder anders gesagt. Jede Berufung durch Gott ist gleichzeitig eine Sendung zu den Menschen, ein Gesandt-sein für die Welt, ein Beauftragt-werden für das Wohl der Menschen. Hier sind wir wieder bei dem Punkt von Kampf und Kontemplation, von Einkehr und Einsatz, von Berufung und Sendung.

In einer Gemeinschaft sind die Menschen, zu denen ich gesandt bin, natürlich in erster Linie die Mitbrüder und die Mitschwester. Unser erstes Apostolat ist die Gemeinschaft selbst, die konkreten Menschen, mit denen wir zusammenleben, mit denen wir das „ein Herz und eine Seele“ verwirklichen sollen. Das war der Durchbruch beim Reformkapitel in Innsbruck 1968/70. Aber wir spüren, dass man dabei nicht stehen bleiben darf. Wir sind gesandt zu den Menschen draußen in den verschiedenen Seelsorgeaufgaben unserer Häuser und unserer Konvente, in den klassischen Aufgaben der Pfarrei, der Bildung und Erziehung, aber auch in den Aufgaben von Mission, Kunst, Wissenschaft, in den Formen von Besinnungszentren und Studiencamps, von Sozialarbeit und Fürsorge.

Norbert drängte es hinaus zu den Leuten. Er fühlte sich ganz verbunden mit den einfachen Menschen, die ihn schätzten, ihm nachliefen und sich von ihm verstanden fühlten. Zu ihnen sprach er von seinen Visionen, vom kommenden Reich Gottes, von einer zu erneuernden Kirche und von offenen Herzen, die bereit wären, diesen Aufbruch zu wagen und zu leben.

Es gelang ihm, gerade durch seine Wanderpredigten, direkt Menschen anzusprechen und für die Ideen zu gewinnen. So sammelte er Jünger um sich, Anhänger und begeisterte Mitstreiter wie Evermod, Hugo, Gottfried und viele andere. Seine Worte zündeten und entzündeten Menschen.

Was könnte ein solch stimmungsgewaltiger und predigtbegeisterter Norbert uns heute sagen? Wir sind nicht oder noch nicht in dieser Sendung tätig. Es gibt sicher mehr Möglichkeiten als die Kanzel oder das Katheder, um Menschen zu erreichen. Hier kann ein Satz von Charles de Foucauld weiterhelfen:

„Das Wort ist viel, aber Beispiel, Liebe und Gebet sind tausendmal mehr!“

Es lehnt sich auch an die Aussage von Vita A an, wo es geheißen hat: „Und das, was er lehrte, zeigte er ihnen durch sein Beispiel“. Hier soll nun dieser Gedanken näher ausgeführt und dabei überlegt werden, welche Möglichkeiten sich da für uns Heutige auftun.

I Beispiele sind tausendmal mehr!

Hier stehen wir in der Tradition des Abendmahlsaales. Als Jesus seinen Jünger die Füße gewaschen, sein Gewand angelegt und wieder Platz genommen hatte, sagte er zu ihnen:

„Begrift ihr, was ich euch getan habe? Ihr sagt Meister und Herr, und ihr nennt mich mit recht so; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Meister und Herr, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. Amen, Amen ich sage

euch: Der Sklave ist nicht größer als sein Herr, und der Abgesandte ist nicht größer als der, der ihn gesandt hat. Selig seid ihr, wenn ihr das wisst und danach handelt“ (Joh 13,12c-17).

Jesus weiß um die Bedeutung des Wortes und der Belehrung. Er nimmt sich viel Zeit für die Jünger unterwegs und kann leicht alles ansprechen und besprechen. Er nimmt sich viel Zeit, zu den Menschen zu sprechen und scheut auch keine Mühe, sie durch sein Wort zu erreichen. Und wenn er dazu in einem Boot etwas hinausfahren muss, um die Menschen am Ufer alle zu unterweisen. Pasolini hat in seinem Film „Das erste Evangelium“ eindrucksvoll einen Wanderprediger gezeichnet, der im Gehen, unterwegs seine Botschaft verkündet, ständig in Aktion und Bewegung. So eindrucksvoll die Worte der Bergpredigt und der Feldrede sind, Jesus weiß um das Problem, dass Worte nicht ankommen. *„Wer Ohren hat zu hören, der höre“*. Jesus nimmt seinen Auftrag sehr ernst: *„Ich bin gekommen, die Frohe Botschaft zu verkünden“*. Aber er spürt auch, dass Worte allein nicht ausreichen. Reden kann man viel. Wir leben ja auch heute in einer Inflation von Gesprochenem und Geredetem, in einer Inflation des Wortes. Wenn man nur dazunimmt und sieht, was alles an Worten gedruckt wird! Wo Gesprochenes sich so schnell verbraucht (*„Was kümmert mich mein Gerede/Geschwätz von gestern!“*), braucht es andere Plausibilitäten und Zeichen. Es braucht letztendlich das Lebenszeugnis, die Tat, das Handeln, das persönliche Einstehen und Geradestehen. Jesus tut, was er sagt. Er sagt nichts anderes als was er lebt. Leben und Wort, Reden und handeln sind bei ihm identisch. Das fasziniert mich an Jesus am meisten, diese Glaubwürdigkeit, die Klarheit und Geradlinigkeit, dieses ohne geringsten Schatten oder Makel vor sich und vor den Menschen Wahrhaftig-, einfach Wahrsein. Jesus verlangt eine eindeutige Rede: *„Euer Ja sei ein Ja und euer Nein sei ein Nein!“* Aber mehr noch gilt für ihn die Forderung, dass Leben und Wort übereinstimmen müssen.

Jesus setzt Lebenszeichen. Er gibt ein Beispiel durch sein Verhalten und tun, durch eine ganz bestimmte Geste oder Handlung. Sicher ist diese Geste begleitet mit Worten. Aber Jesu Wort steht nie isoliert da. Es ist immer unterfangen von seinem Leben und seinem konkreten Handeln und Eintreten, für seinen Jünger, für die Kleinen und Armen, letztendlich für Gott. Hier ist es die Fußwaschung, diese unüberbietbare Geste des Dienens und Sich-Kleinmachens vor dem anderen. Jesus tut das ohne Pose, ohne Berechnung, ohne Strategie. Er tut es. Weil er so ist und so denkt, nicht anders wie er redet und lebt. Er wäscht dem anderen die Füße. Das versteht jeder. Das ist einsichtig für den, der gewaschen wird, wie für alle anderen, die das mitansehen oder die einmal davon hören würden. Und erst jetzt, erst nach seinem „exemplum“ fordert er seine Jünger auf: *„So wie ich an euch gehandelt habe, so handelt auch ihr!“*

Worte belehren, Beispiele ziehen! Das ist auch unsere Erfahrung, z. B. bei Bibelgesprächen im Konvent, bei religiösen Gesprächen unter Mitbrüdern oder Geistlichen, bei Konventgesprächen ganz allgemein. Jeder weiß vom anderen zu dem, was er sagt, ob er das auch lebt. Nirgends sind Sprüche so peinlich wie bei Menschen, die sich vom Zusammenleben her anders kennen. Und den man von seiner Lebensweise her kennt, von dem braucht es schon fast keine Worte mehr.

Das gilt nicht nur im Binnenraum, sondern auch nach außen. Wir erleben in der Öffentlichkeit gerade diese hämische Freude, wenn wieder einmal in der Kirche etwas zum Vorschein kommt, was mit dem, was die Kirche selber verkündigt, nicht übereinstimmt. Gerade bei den Predigern wird gnadenlos verurteilt, wenn sie selbst dem Gepredigten nicht entsprechen. Im Gegenteil, da kann man sich so richtig moralisch entrüsten und aufregen, wenn die Kirche nicht dem entspricht, was sie selber als moralische Latte angegeben hat,

selbst wenn man für sich persönlich die Maßstäbe bei weitem nicht so anspruchsvoll ansetzt. Dass Ideal und Wirklichkeit auseinander klaffen, wie jeder weiß. Wer aber anderen Wasser predigt und für sich selbst Wein beansprucht, ist unten durch. Ich habe euch ein Beispiel hinterlassen! Jesu Wort ist gedeckt durch sein Leben, ja mehr noch durch seinen Tod. Da gibt es keine Unglaubwürdigkeit und keine Zweifel. Und tatsächlich zweifelt eigentlich auch niemand an dem großen und großartigen Menschen Jesus. Jesu Lebenswerk ist beispiellos und hat auch aller Kritik standgehalten.

Wie ist das bei mir persönlich?

Was lebe ich von dem, was ich denke, sage oder verspreche?

Unser Ordensleben basiert auf dem Versprechen, auf den Gelübden, wo ich verbal etwas verspreche, was ich dann ein Leben lang halten möchte.

Was habe ich schon alles zurückgenommen von meinen Versprechungen, von meinen Zustimmungen, von meinen Gelübden?

Wo habe ich längst Abstriche gemacht von meinen Idealen und Visionen, von meinen Lebenssträumen und hochgemuten Lebenszielen?

Was ist aus meinen Worten geworden (nach unserer Fassung):

„Ich N. N. bringe mich selber dar und übergebe mich der Kirche von N. Ich verspreche die Bekehrung meines Lebens und Leben in Gemeinschaft, vor mallem Armut, gottgeweihter Ehelosigkeit und Gehorsam, gemäß dem Evangelium, nach der Weisung der Apostel, nach der Regel des Hl. Augustinus, nach den Konstitutionen des Prämonstratenser-Ordens“?

Was traue ich mir da selber zu in einer großzügigen Lebensentscheidung, in einer nach fünfjähriger Klostererfahrung gereiften Entscheidung, in einer realistischen und sehr nüchternen Einstellung zu einem selbst und der Gemeinschaft gegenüber?

Ich finde es für mich wichtig, dass es da viele Beispiele gibt, dass ein solcher Schritt und eine solches Gelübde auch gelingen kann trotz nicht ausbleibender Krisen und Probleme. In erster Linie denke ich da an die vielen Mitbrüder und Schwestern, die vor mir diesen Schritt getan haben, die in einer 850-jährigen Ordensgeschichte auch diesen geistlichen Weg gewagt und gewählt haben. Ich denke an die Seligen und Heiligen unseres Ordens und an die Heiligen der vielen anderen Ordensgemeinschaften von Männern und Frauen. Sind sie nicht alle großartige Zeugen der Gnade Gottes, dass so ein Leben gelingen kann? Ihr Beispiel ermutigt auch heute. So verstehe ich auch die Seligsprechungspolitik unseres jetzigen Papstes, der durch viele, verschiedenste Beispiele gelungenen christlichen Lebens und auffallend vieler Ordensleute uns und jungen Menschen Mut machen möchte, diesen Schritt zu wagen.

II Liebe ist tausendmal mehr!

Dazu gibt es ein passendes Lied: „Liebe ist nicht nur ein Wort, Liebe das sind Worte und Taten. Ein Zeichen der Liebe hat Jesus uns gegeben, ein Zeichen der Liebe für diese Welt“. Beides gehört zusammen. Und gerade bei der Liebe fällt einem nicht ein, zwischen beiden trennen zu wollen. Eine platonische Liebe wirkt dünn und ephemer (flüchtig), auch wenn sie u. U. lange dauern kann. Wenn es nur bei der Idee bleibt und sich nicht verleiblicht, wem würde es nützen.

Liebe ist ins Leben gebrachtes Wohlwollen und Aufmerksamkeit, Liebe ist dem anderen gut sein und Gutes tun, Liebe ist den anderen allen anderen vorziehen und ganz für den anderen da sein.

Freilich braucht Liebe auch das Wort, das Bekenntnis, den Schwur, das Treuwort, die romantische Liebeserklärung. Aber vor allem braucht Liebe Nähe und gefühlte Erweise.

Das Handeln aus Liebe macht Jesus zum Maßstab seines Gerichtes. Und da zählt durchaus das Geringste und das Unscheinbarste an Güte gegenüber dem Geringsten. Da wird nichts vergessen oder übersehen. Was immer wir für den anderen tun, bleibt getan und bleibt erhalten. Das Gute verliert sich nie mehr. Das wahre Gute bleibt nicht verborgen. Es ist, als hätten die Menschen ein feines Gespür für das Gute, ja sogar ein ausgeprägtes Erinnerungsvermögen. Das Gute bleibt nicht verborgen und nicht vergessen. Auch das können Heiligengeschichten lehren.

Vinzenz van Gogh, der große, tragische Maler aus den Niederlanden, hat 1889 ein erstaunlich einprägsames Bild gemalt, eine Pietà. Wenn man die Pietà von Michelangelo in St. Peter vor Augen hat, dann hat man einen Maßstab für die Ausdruckskraft und Intensität eines Meisterwerkes gerade bei diesem Sujet und Thema von Liebe und Tod, Schmerz und Hoffnung, Trauer und Ergebenheit. Van Gogh selbst fühlte sich am Ende. Er kann fast nicht mehr. So schreibt er an seinen Bruder Theo: „Gerade jetzt, wo ich krank bin, versuche ich etwas zu machen, was mich tröstet und besonders erfreut.“ Er malt in dieser schlimmen Zeit eine Pietà. „Ich bin nicht aus Stein und Eisen. Ich habe Sehnsucht nach Liebe.“ Die große Liebe bleibt ihm versagt. Im Bild der Pietà empfindet er sie. Zunächst in der Gestalt Christi. Er war für ihn „größer als alle“. Jesus hat sich immer solidarisch gefühlt mit den Ärmsten und Schwachen, mit den Leidenden. Auf dem Bild trägt dieser Christus die Züge Vincents, mit Recht, denn unser Leid ist auch sein Leid. Doch dieser Jesus geht nicht im Tod, nicht im Grab unter. Hinter ihn leuchtet die Ostersonne. Von ihr schreibt er an seinen Bruder: „Und immer wieder geht die Sonne auf!“ Gott ließ seinen Knecht nicht hängen. Die Liebe war stärker als der Tod, die wahre, unendliche Liebe, auf die Vincent wartete, die er erhoffte. Maria, die Mutter Jesu verkörpert sie. Sie wird zum Bild einer Liebe, die ewig schon mütterliche Liebe ist – in Gott. Sie fängt ihn auf. Sie umarmt ihn. Sein Gesicht liegt noch im Schatten, ihr Gesicht schon im österlichen Licht. Ein wahrhaft mystisches Bild.

Kann Liebe deutlicher ausgedrückt werden? Wie war es möglich, dass ein kranker, von vielen als verrückt bezeichnet, solch ein Bild malen konnte? Seine Hoffnung und Sehnsucht waren stärker als Resignation und Verzweiflung. Und er bekennt: „Ich glaube an Gott. Ich zweifle nicht an der ³⁰Macht der Liebe.“ So wurde seine Pietà das, was sein Traumberuf war: ein Verkünder des Evangeliums Christi – für die Armen.

Dieses Bild lädt uns zum Nachdenken ein, wie jedes große Kunstwerk, zum Meditieren und Nachspüren, was Liebe ist. Eine Haltung, die beim anderen aushält, die den anderen aushält, die den anderen trägt und erträgt. Eine Zuwendung, die den anderen umfängt und aufnimmt, ihm Nähe und Geborgenheit schenkt, die weiter sieht als über den augenblicklichen, toten Punkt hinaus. Eine solche Liebe strahlt stärker als viele Worte. Was könnten Worte schon ausrichten in einem solchen Augenblick?

III Gebet ist tausendmal mehr!

Vielleicht tun wir uns mit diesem dritten Inhalt am schwersten. Beispiel und Liebe sind unbestritten die stärksten Ausdrucksmittel, die dem Menschen zur Verfügung stehen. Nicht Worte, sondern Taten sind gefragt. Nicht bloße Versprechungen, sondern echte Liebe ist angesagt. Das gute Beispiel und die gute Tat sind für sich sprechend und evident. Aber was ist mit dem Gebet?

³⁰ Text: Theo Schmidkonz. Bild: Vincent van Gogh, Pietà, Saint Remy, 1889.

Wenn wir die Herkunft dieses Satzes bedenken, dann gibt es eher schon einen Zugang. Dieser Satz ist die Lebensphilosophie des Wüstenheiligen Charles de Foucault.

Er hatte sich in die Stille und Einsamkeit zurückgezogen und lebte mehr das stille Dasein und das unauffällige Aushalten, nicht so sehr die wortstarke Verkündigung und die effiziente Pastorierung. Er orientierte sich am Leben der Heiligen Familie im Haus von Nazareth, die unauffällig neben anderen Familien ihr Lebensprogramm bestritt. Mitleben mit den anderen in Einfachheit und Unauffälligkeit, zur Verfügung stehen, wo er Menschen in Not zu Nutzen sein

Konnte, ein Leben in Zurückgezogenheit und Gebet in stiller Gegenwart und Anwesenheit in einer nichtchristlichen Umgebung unter den Muslimen. Diese wortlose Präsenz sah er als seine Berufung und Aufgabe. Vom hl. Dominik wird ein Wort überliefert, das er angesichts der kirchlichen Misserfolge unter den Katharern gesagt haben soll: „Es scheint mir unmöglich, die Leute durch bloße Worte zum Glauben zurückzuführen, da sich diese Menschen lieber auf gute Beispiele stützen.“ Diese Erkenntnis lag auch der Lebenshaltung des Charles de Foucault zugrunde und gilt sicher für jedes Predigen bis heute. Nicht Worte sind entscheidend, so wichtig die Verkündigung des Wortes Gottes ist; viel wichtiger ist die Ausstrahlung durch das Leben des Predigers und Verkünders. So kann ein Leben in Stille und Einkehr, in Arbeit und Gebet, wie sie die kleinen Schwestern und Brüder praktizieren, inspiriert von Charles de Foucault, mehr bewirken und tiefer gehen. Freilich es muss ein Leben sein, das im Gebet zentriert ist. „Priez sans cesse“, „Betet ohne Unterlass“ (1 Thess 5,17) fordert der Apostel Paulus. Das ist sicher auch das Geheimnis des Charles de Foucault, der von einer tiefen Christusliebe erfüllt war und der aus tiefen, mystischen Erfahrungen lebte.

Damit sind wir bei einem wesentlichen Kern unseres Ordenslebens. All unser Tun und Streben muss von dieser kontemplativen Grundhaltung getragen sein, all unser Wirken und pastorales Mühen muss von dieser mystischen Einstellung unterfüttert sein. Wir können nicht einfach nur unsere Arbeit machen in Schule und Pfarrei, in Jugendhaus und Klosterhaushalt, wie ein Job, wie man sonst seine Arbeit verrichtet. Für uns muss jedes Tun innerlich mitgetragen und aus dem geistlichen Lebensvollzug gespeist sein. Wir tragen zu Gott im Gebet, was wir dann in unserer pastoralen Arbeit oder in unserem Einsatz für die Gemeinschaft angehen. Wir verstehen uns als von ihm gesandt und berufen und darum steht aller Einsatz auch unter seinem Schutz.

Früher hat man das mit „eine gute Meinung erwecken“ bezeichnet. So wird unser Beten wesentlicher und substantieller, wenn es das eigene und warum nicht das fremde Bemühen in Seelsorge und Pastoral mitbegleitet und so Gott anheim stellt. Wir leben doch vom Gebet der anderen Menschen; das habe ich in meiner eigenen Geschichte erfahren. Ohne das Gebet vieler Menschen, an erster Stelle meiner Großmutter, hätte ich sicher nicht diesen Weg gefunden und auf diesem Weg ausgehalten. Ohne das Gebet wird alles menschliche Tun fruchtlos bleiben. Und umgekehrt kann so unser Leben fruchtbar sein für andere, auch wenn wir selber gar nichts anderes mehr tun und arbeiten können. Aus dieser Verbundenheit mit dem Herrn zu leben und all die Anliegen und Intentionen der Menschen aufzugreifen und zu Gott zu tragen, bleibt uns eigentlich immer unbenommen und in allen Lagen des Lebens möglich, im Alter wie in Krankheit, im Urlaub wie in der Hektik, in Zeiten großer Aktivität wie in Zeiten des Ruhestandes. Wir können für uns selbst und für die Gemeinschaft der Glaubenden nicht auf diese Kraftquelle des bittenden und fürbittenden Gebetes verzichten. Ist es nicht so, dass unser Gebetsleben immer auch Indikator dafür ist, wie es um uns im geistlichen Leben steht. Wenn irgendetwas nicht so läuft, dann wird plötzlich auch unser Beten schwächer und ungeordneter, dann verlieren wir die Lust am

Beten, dann verkommt unser Beten zu einer bloßen Pflichterfüllung, wenn wir es dann überhaupt noch pflegen. Gerade das persönliche Beten gerät als erstes in die Krise, wenn es in uns kriselt. Das ist meine Erfahrung. Und erst das Wiederaufnehmen von Gebetsformen wie Bitten, Danken, Lobpreisen, das Wiederaufnehmen von gewohnten Gebetsrhythmen lässt uns wieder Tritt fassen und weiterschreiten.

Wir sollten einmal darüber nachdenken und Gewissensforschung halten.

Welchen Stellenwert nimmt das Beten in meinem klösterlichen, geistigen Leben ein?

Ist das Beten die Kraftquelle, aus der ich regelmäßig schöpfe?

Pflege ich auch diese Quelle durch Regelmäßigkeit und dadurch, dass ich mir genügend Zeit nehme?

Bereite ich mich innerlich und äußerlich auf das Beten in der Gemeinschaft genauso wie auf das private Beten vor?

Halte ich Stille und Besinnung, konzentriere ich mich auf den, dem mein Gebet gilt?

Wie ist meine Haltung äußerlich und innerlich?

Was tue ich, wenn Beten schwer wird, eine Last, eine Routine, eine Qual, ein hohles Stammelnd?

Schaffe ich die Verbindung von Alltagsleben und Gebetsleben oder sind das zwei getrennte Lebensbereiche?

Welches Beten erfüllt mich mit Freude, mit Genugtuung, wo spüre ich innerliche Erquickung?

Kann ich für andere selbstlos beten?

Kann ich andere bitten, in meinem oder in irgendwelchen wichtigen Anliegen zu beten?

Bete ich in den Anliegen der Kirche, des Papstes, der Gemeinde, der Gemeinschaft?

Bete ich täglich für meine Mitschwester, Mitbrüder?

Bete ich in den politischen Anliegen, die ich täglich in den Nachrichten oder in der Presse vorfinde?

Bete ich für die Einsamen, die Kranken, die Leidenden, die Verfolgten, die Verzweifelten, die von Gott Abschied genommen haben?

Was bete ich eigentlich, wenn ich bete?

Ist mein Herz bei dem, zu dem ich bete?

Wie stelle ich mir Gott vor, wenn ich bete?

Kann ich heute lieber oder besser kommunizieren mit Gott?

Was tue ich, wenn mein Gebetsfaden mit Gott gerissen ist? Geh ich dann beichten und sage „Ich habe unandächtig gebetet!“ oder spüre ich dem nach, was meinen Draht zu Gott zerbrochen hat? Meistens sind es ja dann Probleme mit mir selbst oder mit anderen.

Bete ich gerne?

Bin ich ein Beter, eine Beterin?

Was ist derzeit mein Lieblingsgebet, meine Lieblingsanrede für Gott, meine Lieblingsform: der Rosenkranz, das gemeinsame Beten, das Gebet der Liturgie, meine private Gebetssammlung?

Bitte ich noch den Herrn: „Herr, lehre mich beten“ ?

Gebet der liebenden Aufmerksamkeit

Zum Abschluss möchte ich noch ein Wort der großen französischen Denkerin Simone Weil zitieren: „Eine Viertelstunde der Aufmerksamkeit wiegt sehr viele guten Taten auf!“ Der Gedanke der „liebenden Aufmerksamkeit „ ist sicher nicht neu, aber er ist gerade für unser geistliches Wachsen sehr wichtig. Es ist der Weg, damit wir bewusster und verantwortlicher vor Gott leben können. Denn die Spitze der Aufmerksamkeit berührt Gott, be-

tont Simone Weil. Damit trifft sich diese Übung des geistlichen Weges mit der täglichen Gewissenserforschung. Und die obigen Fragen wollen ja in die gleiche Richtung zielen. Früher wurde man zu Beginn der Komplet zur Gewissenserforschung aufgefordert. Dieses Gebet lädt uns ein, die Erlebnisse eines Tages, sowohl das Schöne und Gute als auch das Leidvolle und Schlechte zunächst einfach anzuschauen. Dabei sollen wir nicht sogleich alles beurteilen müssen; wir sollen alles liebend aufmerksam wahrnehmen und vor Gott zur Sprache bringen dürfen; deshalb das Gebet der „liebenden Aufmerksamkeit“. Erst in zweiter Stelle soll die Wertung kommen. Damit das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit gleichsam eine erweiterte Weise der Gewissenserforschung. Da es um eine Tagesreflexion geht, empfiehlt es sich, für diese Übung etwa 15 Minuten Zeit zu reservieren, freilich zu einer Stunde, wo man noch nicht zu müde dazu ist. Die Übung ist relativ einfach strukturiert.

Ich finde mich vor Gott ein.

Ich suche den für mich geeigneten Ort auf und nehme die rechte Körperhaltung ein. Wenn ich ruhig und entspannt dasetze, bemühe ich mich darum, innerlich still zu werden. Dabei mache ich mir bewusst, dass ich vor Gott dasein darf. Dann wende ich mich bewusst an Gott, indem ich in einem kurzen eigenen Wort darum bitte, den zu Ende gehenden Tag in seinem Licht sehen zu können. Ich kann aber auch ein aufmerksames Kreuzzeichen machen und mitsprechen oder ein kurzer vorformuliertes Gebet sprechen.

Ich gehe in „liebender Aufmerksamkeit“ den Tag durch.

Nach der Einstimmung bin ich bereit, mich mit liebender Aufmerksamkeit dem zuzuwenden, was ich heute erlebt habe. Dazu könnte ich den Tag wie in einem Film vor meinem gedanklichen Auge noch einmal ablaufen lassen. Stunde für Stunde, Begegnung für Begegnung sehe ich noch einmal vor mir. Vieles wird in meinem „Tagesfilm“ wie im Zeitraffer tempo an mir vorbeiziehen. Bei Ereignissen und Begegnungen, die mich stark bewegen, kann ich das Ganze gleichsam in Zeitlupe laufen lassen oder ihn für einige Zeit sogar anhalten, um das Geschehene oder Erlebte noch genauer wahrnehmen zu können. Es ist wichtig, in dieser Phase der Übung nicht sogleich meine Erlebnisse und mein Verhalten werten zu wollen. Viel wichtiger und meistens auch viel schwerer ist es, zunächst alles Gewesene einfach aufmerksam wahrzunehmen, ohne es gleich beurteilen oder zu verurteilen. Alles Gewesene ist geschehen und hat damit eine Wahrheit, die ich liebend aufmerksam wahrnehmen muss, denn nach Simone Weil ist „die Aufmerksamkeit die Türe zur Wahrheit“.

Ich bringe das Erlebte vor Gott.

Nach der aufmerksamen Wahrnehmung wende ich mich mit den Erlebnissen und Begegnungen eines zu Ende gehenden Tages an Gott. Für das, was ich heute als gut, schön und gelungen empfinde, danke ich Gott. Aber auch die unschönen Dinge, Erlebnisse, die leidvollen Erfahrungen und das, was ich als misslungen, als eigenes Versagen und als meine Schuld verspüre, breite ich vor ihm aus. Dafür darf und kann ich ihn um Verzeihung bitten. Sorgen und Anliegen, die an diesem Tag aufgetaucht sind, darf ich ebenfalls vor ihm bringen.

Ich richte den Blick auf den morgigen Tag.

Zum Abschluss blicke ich in Kürze auf den nächsten Tag und bitte Gott um Kraft für morgen, um Zuversicht und Hoffnung und darum, seine Nähe am nächsten Tag spüren zu können. Anschließend kann ich Gott noch einmal mit eigenen Worten loben und preisen oder

ein vorformuliertes Gebet sprechen, das ich gerne bete, etwas das „Vater unser“ oder ein „Ehre sei dem Vater“.

Im geistlichen Leben wird sogar geraten, das, was für mich an diesem Tag am Wichtigsten war, Erlebnisse, Begegnungen oder Erfahrungen, niederzuschreiben, ein „Geistliches Tagebuch“ zu führen. Von großen Tagebüchern wie den „Bekenntnissen“ bei Augustinus oder aus Lebenserinnerungen „Die Geschichte einer Seele“ von Theresia von Lisieux wissen wir, wie diese großen Heiligen sich in ihren Tagebüchern direkt an Gott gewandt und sich ihm anvertraut haben.³¹

„Der Christ“, so schreibt Menke in „Das Spezifikum des Ordenschristen“, „fügt der Gnade des Erlösers nichts hinzu. Aber er ist wie eine Öffnung, die im Sich-Auftun das göttliche Geben selbst mit ermöglicht. Dieses „Sich-Auftun“ aber geschieht im Gebet. Jedes aus wirklichem Glauben entsprungene Gebet ist wie eine Pore, durch die Christus in die Welt hineinwirken kann. Ein Christ, der seine je einmalige Sendung durch, mit und in Christus realisieren will, muss im Gebet durchlässig werden für ihn. Und was für alle Christen gilt, das sollen die Ordensleute erst recht verkörpern.“

4 Norbert und die Profess

³¹ Vgl. Josef Graf, Das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit. Regensburger Bistumsblatt, 21.03.1993.

In den frühesten Darstellungen des hl. Norbert, in einem Prämonstratenser-Missale von 1482 und in einem Brevier von 1490, wird der hl. Norbert immer zusammen mit Maria dargestellt, der Patronin und Conservatrix des Ordens. Das Marienbild wiederholt die häufige Anspielung auf das Gründungsdatum von Prémontré, den Weihnachtstag des Jahres 1121. Die Wahl dieses Motivs, wie Maria nach der Geburt niederkniet, um das Jesuskind anzubeten, wird von dem bedeutenden Prämonstratenser-Theologen Adam Scotus näher begründet. Er legte nämlich die Orte fest, an denen sich der Leib Christi befinde, im Schoß der Jungfrau, in der Krippe, am Kreuz und im Heiligen Grab. Er spricht davon, dass die Krippe jene Gläubigen repräsentiere, die sich ganz der Jungfrau hingäben³², gemeint ist sicher, die sich wie Maria ganz in die Anbetung versenken. Neben vielen anderen Darstellungen sind also bei diesen Bildern Weihnachten - Profess - Prémontré - Maria - Norbert eng miteinander verbunden. Es geht um die Geburt des Herrn: für uns ein Schlüssel, über die Profess und ihre innere Wirklichkeit nachzudenken.

Am Weihnachtsfest 1121 legte der hl. Norbert mit ungefähr 30 Anhängern, „Nachahmern der Armut Christi“, die feierlichen Gelübde in Prémontré ab. Dazu heißt es in der Vita A: *„Norbert ...„zog, da das Weihnachtsfest nahe bevorstand, eilends weiter nach Prémontré. Er hatte an geistlichen und Laienbrüdern etwa dreißig Novizen. Diese vereinte er mit den anderen, die er schon vorher gehabt hatte, versorgte sie morgens und abends mit dem Wort des Heiles und ermahnte sie mit tröstlichen Reden, von ihrem glücklichen Vorsatz und ihrer freiwilligen Armut, die sie auf sich genommen hatten, nicht abzufallen. Und das was er ihnen lehrte, zeigt er ihnen durch sein Beispiel, so wie der Adler seine Jungen zum Fliegen lockt.“*

Norbert.. „gab endlich den Befehl, die Regel anzunehmen, die der heilige Augustinus für die Seinen bestimmt hatte. Das apostolische Leben nämlich, das er mit seiner Predigtätigkeit angenommen hatte, wünschte er jetzt möglichst genau so zu leben, wie es seines Wissens dieser heilige Mann in der nachapostolischen Zeit geordnet und erneuert hatte. Unter diese Regel schrieben sich am Weihnachtstag (1121) zu Prémontré alle einzeln und aus freien Stücken ein als Bürger der ewig glücklichen Stadt.“³³

Was hat damals der hl. Norbert versprochen. Was war für ihn der Inhalt und die Vision dieser Gelübde, wobei wir wissen, dass er selber nach fünf Jahren diese klösterliche Berufung zugunsten eines Erzbischofsstuhles in Magdeburg aufgegeben hat.

Wichtigster Inhalt der Professformel von Prémontré war der Begriff: „secundum evangelium vivere“ oder „vita apostolica vivere“. Das Leben nach dem Evangelium bedeutet in erster Linie Identifikation mit den Geheimnissen des Lebens Christi, die Konzentration auf die „Imitatio Christi“. Die früheste Ausrichtung in der Spiritualität der Prämonstratenser war nach Aussagen von F. Petits mehr auf Christus ausgerichtet, also christozentrisch, vielleicht auch in Reaktion auf die etablierten Mönchsorden hin. Auch die Ikonographie, die Darstellungen des hl. Norbert - wie eingangs gesehen - scheinen in die gleiche Richtung zu weisen. Sich nach Jesus ausrichten, sich auf ihn einlassen, seine Lebensform nachahmen, ihm gleichgestaltet werden. Das gilt es noch zu entfalten. Zuerst aber ist interessant, was die Vita A über die Ablegung der Profess aussagt.

I Von den Gefährten wird gesagt, dass sie „**alle einzeln**“ die Profess ablegten.

Die Profess ist keine Gemeinschaftsübung, keine Kollektivpsychose, sondern der ganz persönlicher Schritt eines einzelnen. Ich lege die Profess ab. Ich übergebe mich. Es ist mein ureigenster Wunsch und Willensakt, mein Lebensschritt und meine Lebensentscheidung.

³² Renate Stahlheber, Die Ikonographie Norberts von Xanten. Themen und Bildwerke. in: Kasper Elm, Norbert von Xanten. Adeliger, Ordensstifter. Kirchenfürst. Köln 1984, S. 217-245, hier S. 220.

³³ Vita A, S. 487, 489

Hier stehe ich in einmaliger Weise vor der Gemeinschaft und vor Gott. Es geht um mein Leben, das ich in einmaliger und eindeutiger Weise übergebe und in die Verfügung Gottes stelle. Es gibt sicher im Leben des Menschen wenige so bedeutsame Augenblicke und wenige so große Entscheidungssituationen, wo alles zur Disposition steht: bei der Berufswahl, wenn wir von einem bloßen Jobdenken einmal absehen, dann bei der Partnerwahl, bei der Eheschließung und eben bei der Profess, wo ich mich lebenslang an eine Einrichtung, an eine Gemeinschaft binde. Wir haben hier unter uns die Erfahrung einer lebenslangen Treue zu einem solchen Schritt und der beherzte Wille dazu, „der glückliche Vorsatz“ zur freiwilligen Übernahme der Armut, wie es in der Vita heißt. Gelübde als Lebensziel und Gelübde als Lebensinhalt. Es wäre sicher interessant, wenn beide darüber einmal ins Gespräch kommen könnten. Es geht um mich. Dieser Schritt wird mein ganzes Leben ändern, prägen und formen. Ich bin nicht mehr der Gleiche, wie vorher. Ich werde mit dieser Gemeinschaft, mit der Kirche, mit ihrer ganzen Geschichte identifiziert. Auch wenn die Gefährten Norberts sicher wegen ihm diesen Schritt getan haben, begeistert und angesteckt von seiner Persönlichkeit, von seiner Radikalität, so musste auch Norbert für sich selbst und persönlich, endgültig und unwiderruflich diesen Schritt ins Ordensleben tun: vom Säkularkanoniker zum Regularkanoniker, vom Versorgungsinstitut zum Lebensinstitut, vom Adelsstand zum „Stand der Vollkommenheit“. Vorher wurde er immer wieder angefragt, dass er als Kanoniker in Mönchskleidung ging, dass er ohne Erlaubnis predigte, dass er in Mönchskleidung immer noch eigenen Besitz hatte. Schritt für Schritt wuchs er immer mehr in diese Haltung des völligen Loslassens hinein, bis er jetzt mit seinen Gefährten den radikalen Schlussstrich zog und alles hingab. Er wird auch später noch alle Klöster auf seinen Namen schreiben lassen und ein Art Eigenkirchenrecht weiterpflegen, um den Orden auf seine Person hin zu zentralisieren. Aber einmal von dieser merkwürdigen Praxis abgesehen, steht Norbert vor dem Altar in Prémontré und legt sicher als Erster damals die Gelübde ab, um in Zukunft „secundum evangelium vivere“, nach dem Evangelium zu leben.

Jeder Einzelne! Damit ist sicher nochmals die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit des einzelnen angesprochen, mit seiner eigenen Geschichte, Herkunfts- und Berufungsgeschichte, mit seiner eigenen Prägung und Entwicklung, mit seinem eigenen Charakter und Habitus. Jeder Mensch, einzigartig geschaffen und geprägt, unaustauschbar und singular: das stellt die Frage nach dem Ich. Wer bin ich wirklich? Bei der Profess spreche ich „Ich übergebe mich ...“

Es wäre eine schöne Übung, diesem Ich einmal nachzugehen, wie es sich entwickelt hat, wie ich durch unzählige Begegnungen und Einflüsse geprägt worden bin.

Wer hatte den größten Einfluss auf mich in meinem Leben?

Wer hat mir am meisten mitgegeben?

Wer war am wichtigsten für mich in meinem Werdegang?

Wer hatte negativen Einfluss auf mich gehabt?

Was möchte ich am liebsten ungeschehen machen in meinem Leben?

Das sind alles Fragen nach dem Ich, nach dem rätselhaften und unbekanntem Ich.

II Von den Gefährten wird gesagt, dass sie „aus freien Stücken“ die Profess abgelegt haben.

Einen solchen Schritt kann man zwar begeistert und überwältigt von einer großen Persönlichkeit tun, wie es sicher der hl. Norbert gewesen ist. Aber jeder einzelne muss letztlich dann doch aus eigenem Antrieb, aus freien Stücken und völlig ungezwungen diesen Schritt wagen. Ohne Zwang und Nötigung, ohne Überredungskünste und Versprechungen, ohne massiven Einfluss von außen; für uns scheint das selbstverständlich. Das ginge heute gar nicht

anders. War es früher immer so? War es damals zu Beginn so selbstverständlich? Da es eigens so betont wird, lässt auch auf andere Praxen schließen.

Man kann keinen zur Profess drängen oder zwingen. Als freie Persönlichkeit, in vollem Wissen um Konsequenzen und Folgen lege ich diese Entscheidung ab. Ich kann mich beraten und begleiten lassen in meiner Entscheidungsfindung, ich kann mit vielen ins Gespräch kommen. Aber letztlich bleibt der Schritt dann ein Schritt aus der Entscheidung des einsamen Herzens und des persönlichen Gewissens. Aus freien Stücken meint dann natürlich auch die persönliche Verantwortung für diese Entscheidung. Ich bin für mein Leben verantwortlich gerade dort, wo ich die entscheidenden Weichen gestellt habe. Das macht so einen Schritt so bedeutsam und wichtig, weil er weit hinausreicht, bis zu meinem Lebensende. Sicher gibt es Abbrüche und Austritte. Beim hl. Norbert hat das Leben auch eine völlige andere Wende genommen. Wir wissen, dass die Mitbrüder von Prémontré und besonders Gottfried von Cappenberg schwer enttäuscht waren über diese Entscheidung, nach Magdeburg zu gehen und als Bischof die Kirche zu leiten. Sie konnten seinen neuen Weg zunächst nicht nachvollziehen und waren entrüstet über den „Seitenwechsel“.

Aus freien Stücken Ja sagen zu einem Weg in eine Gemeinschaft, in ein geweihtes Leben, in eine lebenslange Angleichung und „Verähnlichung“ an Jesus - auch wenn man nicht weiß, was die Zukunft bringen würde, auch wenn man nicht voraussagen kann, wie man sich selbst und wie sich Gemeinschaft, Kirche, Welt verändern würde. Es ist dieser berühmte Sprung aus dem Flugzeug für den Fallschirmspringer. Jetzt hängt er ganz allein an dem Fallschirm. Jetzt muss er sich ganz darauf verlassen, dass „er gehalten wird“.

III Von den Gefährten wird gesagt, dass sie **„als Bürger der ewig glücklichen Stadt“** die Profess ableigten.

Mir war dieser Ausdruck auch neu. Bei Paulus gibt es den Ausdruck: *„Ihr seid also jetzt nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“* (Eph 2,19). Die ewig glückliche Stadt könnte damit gemeint sein. Die Professkandidaten verstanden sich schon als Bürger einer anderen Welt, durch die Taufe eingebürgert; nun in einer Art zweiten Taufe, wie man die Profess auch genannt hat, endgültig und unwiderruflich Einwohner und Bewohner der Stadt Gottes, mehr noch Hausgenosse Gottes zu werden und zu sein. Das bedeutet unter Umständen sehr viel, Hausgenosse zu sein, nämlich im selben Haus zu wohnen, Mitbewohner unter dem gleichen Dach zu sein. Damit ist die Grundidee der Profess angesprochen und das Ziel der Profess markiert. Es geht um eine Einwohnung in Gott. Der Mensch als Bürger und Weltenbewohner, als Mitglied eines Staatswesens, Staatsbürger eines Landes wird nun einem anderen Gemeinwesen eingebürgert, wobei er natürlich in dieser Welt bleibt. *„Ihr seid in der Welt, aber nicht von der Welt“* (Joh 17,11.16). Die Profess bürgert uns in Gottes Stadt ein, eine Art zweite „Staatsbürgerschaft“. Ob uns das so bewusst ist? Wir leben in der Welt Gottes, in der Stadt, die so herrlich in der Geheimen Offenbarung beschrieben ist:

„Da entrückte er mich in der Verzückung auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem Himmel herabkam, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Sie glänzte wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis. Die Stadt hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren und zwölf Engeln darauf. Auf die Tore sind die Namen geschrieben: die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels. Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Die Völker werden in diesem Licht einhergehen und die Könige der Erde werden ihre Pracht in die Stadt bringen. Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen - Nacht wird es dort nicht mehr geben. Und

man wird die Pracht und die Kostbarkeiten der Völker in die Stadt bringen" (GO 21,10-12. 23-26).

Mit der Profess ist man ja noch kein anderer Mensch. Das spüren wir tagtäglich im privaten Bereich und im Leben als Gemeinschaft. Bei der Einkleidung wird zwar das neue Gewand angezogen, aber der ‚Alte Mensch‘ nicht abgelegt. Ist das nun ein frommer Wunsch, eine unzulässige Idealisierung, eine andere Form von Standesdenken, das uns aus der Masse der übrigen herausheben soll? Es geht mir dabei so wie mit dem Erlöstsein. Wir sind zwar schon erlöst, aber wir merken so wenig in uns und in dieser Welt davon. Wir sind zwar Bürger dieser neuen Stadt, aber wir krebzen ganz schön erdenschwer auf dieser Welt hienieden herum. Wir sind eben erlöst auf Hoffnung hin. Wir sind Bürger dieser neuen Stadt gleichsam angeltlich. Wir haben ein Angelt erhalten; jetzt geht es darum, das einzulösen und umzusetzen, das zu verwirklichen, was in uns schon angelegt ist, das zu werden, was wir bereits sind.

In der Klosterkirche Osterhofen ist im Boden genau unter dem Deckenfresko, das die Geburt des Herrn darstellt, vor dem der hl. Norbert mit seinen Gefährten kniet, um die Profess abzulegen („vota nostra“), ein großer Marmorstern eingelassen. Der Weihnachtsstern ist damit ein Schlüssel für das, was bei den Prämonstratensern Profess bedeutet. Es geht um Menschwerdung. Es geht darum, dass in uns das Göttliche Leben sich inkarniert, Fleisch annimmt und Gestalt bekommt, also für uns persönlich und mehr noch für andere Menschen erfahrbar wird. Es geht also um eine Gottesgeburt im Menschen, wobei das nicht punktuell zu verstehen ist, sondern als lebenslanger Prozess, der mit dem Professtag feierlich bezeugt und vor den anderen bekundet wird: Ich will damit ernst machen; ferner soll dieser Menschwerdungsprozess mein Leben bestimmen und kennzeichnen. Mein Leben lang werde ich mich darum bemühen, dass diese Geburt sich mehr und mehr realisiert, genauso, wie auch bei der Geburt eines Menschen der Entwicklungsprozess zum Erwachsenen und zur gereiften Persönlichkeit lebenslang dauert. Menschwerdung geschieht hier also in einer doppelten Weise. Einmal darin, dass ich als „geweihter Mensch“ Mensch werde, zu einer gelungenen, gereiften und stabilen Persönlichkeit mich entwickle. Dass andererseits diese Menschwerdung nur so möglich ist, wenn wir gleichzeitig Gott in uns wachsen lassen, wenn das göttliche Leben in uns sich entfaltet und sich auszeugt in unser Leben hinein. Je mehr wir ihm Raum geben, je mehr wir ihm ähnlich werden, desto mehr Mensch werden wir sein. So gesehen ist Jesus dieser vollkommene Mensch, der in einzigartiger Weise zu einer Ganzheitlichkeit und Reife gelangt ist, der sich gleichzeitig aber total in Gott verwurzelt und nach Gottes Willen ausgerichtet hatte. So gesehen ist er unser Meister und Herr, er unser Weg und unser Leben, dem wir nachstreben, indem wir ihm nachgehen, dem wir folgen, indem wir uns ihm angleichen, den wir suchen, indem wir ihn lieben.

Wir werden mehr Mensch, wenn wir mehr Christ sind und wir sind mehr Mensch, wenn wir mehr Christus werden. Unser menschliche Qualität wächst mit einer qualitätsvollen Christus-„Verähnlichung“. Da ist kein Platz für Verschrobenheit und Skurilität, kein Raum für Lebensferne und Menschenscheue, kein Anlass für Minderwertigkeit oder Selbstzweifel. Mit Christus an unserer Seite sollte unsere Menschwerdung gelingen, weil es sein Weg war: „*Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich und wurde ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen*“ (Phil 2,6-7).

Zweimal ist das Menschsein angesprochen in diesem Hymnus. Jesus lebte als Mensch das Leben der Menschen, in allem gleich den Menschen; und zugleich ist damit auch das Ziel ausgedrückt, eben ein Mensch zu sein: Mensch sein so wie wir das meinen, wenn wir sagen, der oder die „is a Mensch“.

Es geht um mich als Menschen.

Entsprechend der Geschichte von Rabbi Susja, der nicht jemand anderer sein sollte, sondern der danach befragt wurde, warum er nicht er selber gewesen sei, so will Gott nicht, dass wir irgendjemand werden, sondern dass wir wir selber, besser dass ich ich selber werde. „Werde, der du bist!“. Es geht letztlich immer um diese Selbstwerdung in der Menschwerdung, um dieses Hinfinden zu meiner letzten Berufung und Bestimmung, die ich als Religiöse(r) eben in meinem Ordensstand", in meinem „geweihten Leben" erreichen soll.

Hier kann uns auch das nachsynodale Schreiben „Vita Consecrata" weiterhelfen, das natürlich für alle Formen des geweihten Lebens gedacht ist. Aber in der grundsätzlichen Zielrichtung der Mensch- und Selbstwerdung „in deum", auf dem Weg zu Gott, sind sich alle Ordensleute einig.

Der Hl. Vater betont in diesem Schreiben besonders dieses augustinische „Auf Gott hin". Gerade in unserer heutigen Welt, in der sich die Spuren Gottes oft zu verlieren scheinen, erweist sich das Zeugnis der Personen des „geweihten Lebens" als dringend notwendig. „Es wird vor allem die Bejahung der Vorrangstellung Gottes und der künftigen Güter betreffen, wie diese sich aus der Nachfolge und Nachahmung des keuschen, armen und gehorsamen Christus erkennen lässt, der sich vollständig der Verherrlichung des Vaters und der Liebe zu den Brüdern und Schwestern geweiht hat."³⁴

Dieses Zeugnis erwächst aus einer konsequenten Hingabe an die Sendung und einer radikalen Christuskirche. Wichtig ist vor allem die Übereinstimmung zwischen Verkündigung und Leben, die auch bis zum Äußersten zu gehen bereit ist. Es werden im Folgenden drei hauptsächliche Herausforderungen dieser Lebensweise beschrieben, die das Leben nach den drei evangelischen Räten von Armut, Keuschheit und Gehorsam direkt betreffen. Die Evangelischen Räte dürfen nicht als Leugnung der Werte angesehen werden, die der Sexualität, dem rechtmäßigen Wunsch nach materiellem Besitz und dem Wunsch nach autonomer Selbstentscheidung innewohnen. Die Werte in sich sind gut. Der Mensch neigt freilich zu Überschreitungen und Verabsolutierungen. Dagegen mahnen die Gelübde an, die durch die Erbschuld verursachten Verletzungen nicht unterzubewerten, die geschaffenen Güter zu relativieren, sich selbst zu bescheiden. Ja die Evangelischen Räte werden als „geistige Therapie" angesehen, die bewirken soll, alle Vergötterung und Vergötzung der Schöpfung abzulehnen und vielmehr allein den lebendigen Gott sichtbar zu machen.

1) Die erste Herausforderung ist die einer hedonistischen Kultur. Gemeint ist damit, dass auf dem Gebiet der Sexualität keine (objektiv moralische) Normen gelten, indem sie diese auf das Niveau von Spiel und Konsum herabsetzt und „in Komplizenschaft mit den sozialen Kommunikationsmitteln einer Art Vergötterung des Triebes frönt". Die Folgen dessen sind bekannt und sind vor allem mit psychischen und moralischen Leiden für einzelne und Familien verbunden.

Die Antwort des geweihten Lebens besteht in der freudigen Übung der vollkommenen Keuschheit als Zeugnis für die Macht der Liebe Gottes in der Schwachheit des menschlichen Zustandes. Was für andere schier unmöglich scheint, in Christus ist es möglich, Gott mit ganzem Herzen zu lieben, indem man ihn über jede andere Liebe stellt, und so mit der Freiheit Gottes jeden Menschen zu lieben! Dieses Zeugnis ist heute nötiger denn je, gerade weil es so wenig verstanden wird. Es ist ein Angebot an jeden Menschen, an die Jugendlichen, an die Verlobten, an die Eheleute, an die Familien: Die Kraft der Liebe Gottes vermag gerade in den Wechselfällen des Lebens Großes zu bewirken.

³⁴ Vita Consecrata, Nr. 85s.

Aber dieses Zeugnis ist auch nur dann wirksam, wenn es zur menschlichen Reifung beiträgt, wenn es von Männern und Frauen gelebt wird, die Ausgeglichenheit, Selbstbeherrschung, Unternehmungslust, psychische und affektive Reife beweisen. Die menschliche Liebe braucht einen festen Bezugspunkt, hier ist es diese von Jesus geoffenbarte dreifaltige Liebe. Wer sich in sie versenkt, erhält die Kraft zur notwendigen Selbstbeherrschung und Disziplin, um mit Trieben und Sinnen richtig umzugehen zu können. So gesehen - und wir bleiben oft dahinter einfach zurück - ist die geweihte Keuschheit mit der Erfahrung von Freiheit und Freude verbunden.

2) Die zweite Herausforderung ist heutzutage die eines habgierigen Materialismus, der gegenüber den Bedürfnissen und Leiden der Schwächsten gleichgültig ist. Die Antwort des geweihten Lebens besteht im Bekenntnis zur evangelischen Armut, die in verschiedenen Formen gelebt wird und gerade in einem aktiven Einsatz zur Förderung von Solidarität und Nächstenliebe begleitet wird.³⁵

Worin besteht diese evangelische Armut? Was ist ihr Wert. Ihr erster Sinn besteht in der Tat darin, Gott als eigentlichen Reichtum des menschlichen Herzens zu bezeugen. Sie kämpft gegen jede Vergötterung des Mammons; sie tritt gegen eine Welt des Wohlstandes an, die in Gefahr läuft, den Sinn für das Maß und die eigentliche Bedeutung der Dinge zu verlieren. Sie liegt damit ganz im Trend derer, die „im Wissen um die Beschränkung der Hilfsquellen des Planeten die Achtung und Bewahrung der Schöpfung durch Einschränkung des Konsums, durch Mäßigung und Auferlegung einer gehörigen Zügelung der eigenen Wünsche beschwören“.

Eine zeitlose Armutsbewegung wiederentdeckt von einem modernen ökologischen Umdenkungstrend, von einem ökologisch motivierten Wertewandel? Was bedeutet das für die Vertreter des geweihten Lebens:

- Zeugnis der Entsagung und Mäßigung
- ein von Einfachheit und Gastfreundschaft inspirierter brüderlicher/schwesterlicher Lebensstil
- Interesse an der Situation und an den Bedürfnissen des Nächsten
- bevorzugte Liebe für die Armen
- direktes Leben und Arbeiten unter den Armen und Ausgegrenzten der Gesellschaft
- ihre Leiden, Gefahren und Probleme teilen.

Es geht um ein mit Christus in Gort verborgenes Lebens (Kol 3,3) ganz für das Heil der Menschen zu leben, zum Zeichen der Unentgeltlichkeit, der Hingabe des eigenen Lebens in wenig anerkannte Anliegen. Evangelische Armut ist letztlich Teilhabe an der vom Herrn angenommenen äußersten Armut und lebt seine Rolle im Geheimnis seiner Menschwerdung.

3) Die dritte Herausforderung kommt aus dem Bereich der Freiheit her, wobei Freiheit ja ein echter Wert ist. Gemeint ist hier Freiheit, die sich von Wahrheit und Norm löst, die umschlägt in Ungerechtigkeit und Unrecht, in Willkür und Gewalt.

Die Antwort des geweihten Lebens ist der Gehorsam, der uns auf lebendige Weise den Gehorsam Jesu zu seinem Vater vor Augen stellt. Seine Speise war es, den Willen des Vaters zu erfüllen (Joh 4,34). Für ihn war der Wille des Vaters - nach den Worten des Psalmisten - „Fels, Freude, Schild und Schutzwall“. So können alle, die sich auf diesen Weg des kindlichen Gehorsams gegenüber dem Vater einlassen, „*alle, die deine Weisung lieben, Heil in Fülle empfangen; es trifft sie kein Unheil*“ (Ps 119,165).

³⁵ Vgl. Vita Consecrata, Nr. 89.

Wir spüren bei dieser Darstellung der Gefährdungen und religiösen Antworten, wie schwer es ist, gerade im Bereich des Gehorsams den Willen des Vaters herauszuhören. Es gehört zu den großen Aufgaben im geistlichen Leben, diese Unterscheidung der Geister zu lernen, dieses Herausfinden und Erfassen dessen, was Gott von uns hier und heute will. Dabei gibt es sicher manche Anregungen von Seiten der Geistlichen Lehrer, Anregungen für den einzelnen wie für den Entscheidungsprozess in einer Gemeinschaft. Aus meiner Sicht geht das nicht ohne ein langes Schweigen und Hinhören, nicht ohne inständiges Beten und Flehen, vielleicht nicht ohne Opfer und Verzicht. Jesus deutet das an, wenn er sagt: Manches kann nur durch Fasten und Gebet erreicht werden. Was mir wirklich wichtig ist, dafür setze ich mich auch ein, nicht nur zeit- und kräftemäßig, sondern mit meiner ganzen psychischen Energie und Kraft, mit allen Fasern meines Willens; davon bin ich besessen und besetzt, das beeinflusst mein ganzes Wesen. Sollte es in geistlichen Dingen anders sein, in wichtigen Entscheidungsphasen, im Hinhören auf Gottes Willen vor einer wichtigen Weichenstellung im persönlichen oder gemeinschaftlichen Leben.

Gottes Willen herauszufinden und ihm zu folgen, ihn zu hören und ihm dann zu gehorchen, als Gemeinschaft, als Oberer, als einzelne, das ist die Grundstruktur des Gehorsams, wobei alle drei Ebenen zusammenstimmen müssen. Nur einem Oberen, der selber Hörender ist, kann ich vertrauen, der selber horchend und offen auf die Belange einer Gemeinschaft lauscht, kann ich mich anvertrauen. Gehorsam ist nicht nur Sache des Untergebenen, sondern mehr noch die Sache des Oberen, auf jeden Fall Sache der ganzen Gemeinschaft. Ist es nicht auch im Kloster so, dass wir so vieles Hören, nur nicht Gottes Stimme, dass wir so vieles anhören, nur nicht die Herzensrufe der Mitbrüder und Mitschwester, dass wir so oft die Not- schreie der anderen ausblenden, weil wir so besetzt sind mit uns selbst. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Mir ist dieser Satz immer wie eine Tautologie vorgekommen. Fast habe ich mir immer gedacht: Was denn sonst. Was soll man denn sonst tun mit den Ohren als zu hören. Aber jetzt ist mir bewusster geworden, wie schwer es ist zu hören, vor allem zuzuhören, hinzuhören („Du hörst mir ja gar nicht richtig zu!“ Hörst du mir überhaupt zu?“), das Richtige zu hören, zum entscheidenden Zeitpunkt zu hören. Wir beherrschen die Kunst des Weghörens fast ebenso gut wie die Kunst des Weg- und Übersehens. Die Benediktregel fängt mit diesem Aufruf an: Höre mein Sohn („ausculta, mi fili“). Und das Haupt- gebet der Juden heißt „Sch'ma Ischrael“ (Dtn 6,4-9):

„Höre, Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um das Handgelenk binden. Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirn werden. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben.“

Noch einen weiteren Anlauf möchte ich machen, um die Gelübde von ihrer Tiefendimension her zu beschreiben. Das Schreiben „Vita Consecrata“ bindet ja das geweihte Leben ganz fest an das Geheimnis der Dreifaltigkeit, an die heiligende Trinität. Die Evangelischen Räte werden als Ausdruck der Liebe gesehen, die der Sohn dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes entgegenbringt. Durch dieses Leben nach den Evangelischen Räten, in den Gelübden versprochen und öffentlich bezeugt, erlebt derjenige, der sich darauf einlässt, besonders intensiv die Nähe zur heiligsten Dreifaltigkeit.

Die Keuschheit, die gottgeweihte Ehelosigkeit oder Jungfräulichkeit als Bekundung der ungeteilten Liebe an Gott (1 Kor 7,32-34) stellt einen Abglanz der grenzenlosen Liebe dar, welche die drei göttlichen Personen in den geheimnisvollen Tiefen des trinitarischen Lebens verbindet,

-der Liebe, die von dem fleischgewordenen Wort bis zur Hingabe seines Lebens bezeugt wird,

-der Liebe, die vom Heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen wurde (Rom 5,5), die zu einer Antwort totaler Liebe zu Gott und zu den Brüdern und Schwestern anspornt.

Die Armut bekennt, dass Gott der einzige wahre Reichtum des Menschen ist. Nach dem Beispiel Christi gelebt, der, obwohl er „*reich war, arm wurde*“ (2 Kor, 8,9), wird die Armut Ausdruck jener Ganzhingabe, zu der sich die drei göttlichen Personen gegenseitig machen. Es ist die Hingabe, die in die Schöpfung überströmt und sich voll in der Menschwerdung des Wortes und in seinem erlösenden Tod offenbart.

Der Gehorsam, der in der Nachahmung Christi geübt wird, dessen Speise es war, den Willen des Vaters zu tun, stellt die befreiende Schönheit einer von Verantwortungsgefühl erfüllten und von gegenseitigem Vertrauen beseelten kindlichen und nicht sklavischen Abhängigkeit dar, die Abglanz der liebevollen Gegenseitigkeit der drei göttlichen Personen in der Geschichte ist.

„Das geweihte Leben ist daher berufen, die Gabe der Evangelischen Räte mit einer immer aufrichtigeren und stärkeren Liebe in trinitarischer Dimension beständig zu vertiefen: Liebe zu Christus, der in seinem Vertrauen ruft; zum Heiligen Geist, der die Seele bereitmacht für die Annahme seiner Eingebungen; zum Vater, Ursprung und höchstes Ziel des geweihten Lebens.“³⁶

Und jetzt noch eine den Text weiterführende Formulierung, die uns als Prämonstratenser sehr vertraut ist:

„Gerade das geschwisterliche Leben, kraft dessen sich die Personen des geweihten Lebens bemühen, in Christus zu leben und „*ein Herz und eine Seele*“ zu sein (Apg4,32), stellt sich als beredtes Bekenntnis zur Dreifaltigkeit dar. Es bekennt den Vater, der aus allen Menschen eine einzige Familie machen will; es bekennt den menschgewordenen Sohn, der die Erlösten in der Einheit versammelt und ihnen mit seinem Beispiel, mit seinem Gebet, mit seinen Worten und vor allem mit seinem Tod, der Quelle der Versöhnung für den entzweiten und zerstreuten Menschen, den Weg zeigt; es bekennt den Heiligen Geist als Prinzip der Einheit in der Kirche, wo er nicht aufhört, geistliche Familien und brüderliche (schwesterliche) Gemeinschaften ins Leben zu rufen“.

Alles Ordensleben ist Maßnahmen an Jesus selbst. Jesus ist derjenige, der sich dem Vater weiht für die Menschen: sein Leben in Keuschheit, Gehorsam und Armut ist Ausdruck seiner kindlichen und vollkommenen Zustimmung zum Plan des Vaters. Seine vollkommene Hingabe verleiht allen Begebenheiten seines irdischen Dasein eine Bedeutung von heilighender Weihe.

„Er ist der Gehorsame schlechthin, der vom Himmel herabgekommen ist, nicht um seinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der ihn gesandt hat.

In dieser Gehorsamshaltung gegenüber dem Vater nimmt Christus die jungfräuliche Lebensform an und enthüllt auf diese Weise den hohen Wert und die geheimnisvolle Fruchtbarkeit der Jungfräulichkeit.

Seine volle Zustimmung zum Plan des Vaters offenbart sich auch in der Loslösung von den irdischen Gütern. Die Tiefgründigkeit seiner Armut erweist sich in der vollkommenen Aufopferung alles dessen an Gott, was sein ist. Das geweihte Leben stellt wahrhaftig lebendige Erinnerung an die Lebens- und Handlungsweise Jesu als fleischgewordenes Wort gegenüber dem Vater und gegenüber den Brüdern und Schwestern dar. Es ist lebendige Überlieferung des Lebens und der Botschaft des Erlösers.³⁷

³⁶ Vita Consecrata, Kap. 21.

³⁷ Vita Consecrata, Kap. 22.

Mit der Übernahme der Evangelischen Räte geraten wir den Lebensraum des Herrn. Das ist das Ziel und das ist seine Berechtigung.

Während ich das so bedenke und zusammentrage, dass wir durch die Gelübde, durch das Leben der Evangelischen Räte in den Bannkreis Jesu geraten, in seinen Lebenshorizont, muss ich immer wieder an das Schicksal der sieben algerischen Trappisten denken, die vor einigen Monaten, am 21. Mai 1996, grausam ums Leben gekommen sind. Inzwischen gibt es eine ausführlichere Dokumentation über den ganzen Vorgang durch den Brief des Generalabtes der Trappisten Bernardo Olivera und vor allem durch den Abschiedsbrief des Priors Christian de Chergé vom 1. Januar 1994. Darin heißt es:

„Wenn es eines Tages geschehen sollte - und das könnte schon heute sein -, dass ich ein Opfer des Terrorismus werde, ... dann wünsche ich, dass meine Gemeinschaft, meine Kirche und meine Familie sich daran erinnern, dass mein Leben Gott und diesem Land geschenkt war“.

Am Ende seines Briefes schreibt der Generalabt:

„Wenn ihr heute sein Wort hört, als einzelne und als Gemeinschaft, so verschließt nicht euer Herz, sondern hört auf diese eindringliche Aufforderung, den Weg der persönlichen Bekehrung in der radikalen Nachfolge Christi getreu seinem Evangelium beharrlich fortzusetzen. Möge das Beispiel unserer Brüder in uns die Flamme der Liebe neu entfachen bis es zwischen uns keine andere Schuldigkeit mehr gibt als die der brüderlichen Liebe und bis hin zur Vergebung und Liebe denen gegenüber, die unsere Brüder getötet haben. Nur so, nämlich im Verzeihen und Lieben bis zum Äußersten werden wir solche Christen sein, wie es Christian war, und werden wir er an das Ende unseres Lebens gelangen, indem wir uns die Worte seines Testaments zu eigen machen:

Und auch du, Freund des letzten Augenblicks, der du wohl nicht gewusst hast, was du tatest. Ja auch dir gilt dieser Dank und dieses „A-Dieu“.

Möge es uns gegeben sein, uns als glückliche Schächer im Paradies wiederzusehen, wenn es Gott gefällt, der unser beider Vater ist. Amen!“

In unserem Bistumsblatt fand ich folgendes Gebet:

„Vollkommen“

„Keiner ist vollkommen, jeder ist behindert - behindert durch seinen Egoismus, durch seine Inkonsequenz, durch seinen inneren Schweinehund.

Auch wenn es mir gelingt, in dem einen oder anderen Bereich des Menschseins wahre Hochleistungen zu vollbringen, bin und bleibe ich trotzdem in anderen Bereichen ein Versager.

Auch wenn ich mich bemühe, mein Leben lang der (die) zu werden, der (die) ich eigentlich bin, bin ich am Ende erst richtig am Anfang.

Keiner ist vollkommen! Jeder ist noch im Werden!

Wir alle, die wir als Glaubende einem ewigen Ziel entgegengehen, sind eine große Gemeinschaft von Werdenden.“ (K.Ch.R.)

Dieser Text passt meines Erachtens sehr gut für Menschen, die sich anschicken, Profess zu machen oder die - wie schon so oft - über ihren Weg als „gottgeweihte“, durch eine Profess gebundene Ordenschristen nachzudenken.

In der Profess versprechen wir ja „Bekehrung unseres Lebens“. So ist es noch einmal wichtig, auf das Leben des hl. Norbert zu schauen, wie er seine Bekehrung erfahren und in seinem Leben Bekehrung durchgetragen hat.

„Während Norbert nun am Hof des Kaisers und bei der Kölner Kirche in nicht geringem Ansehen lebte, genoss er die Güter und Annehmlichkeiten eines weltlichen Lebens, die ihm reichlich zuströmten, setzte die Gottesfurcht hintan und ließ sich von seinen Gelüsten leiten. Nachdem er sie lang und reichlich genossen hatte, begab es sich eines Tages, dass er, nur von einem Diener begleitet, heimlich einen Ort namens Vreden zustrebte, angetan mit feinen, seidenen Gewändern. Als er so dahinzog, wurde er von einer dunklen Wolke überrascht, aus welcher Blitze zuckten und Donner krachten, was umso schlimmer war, als weit und breit kein schützendes Dach vorhanden war. Und während er und der Diener, der ihn begleitete, in Angst und Verwirrung waren, fuhr plötzlich ein schrecklicher Blitz mit einem furchtbaren Donnerschlag vor ihm in die Erde. Die Erde öffnete sich etwa eine Körperlänge tief, und daraus entstieg ein abscheulicher Gestank, der sich an ihm und seinen Kleidern festsetzte. Norbert aber, von seinem Pferd herabgestürzt, vermeinte eine Stimme zu hören, die ihn anklagte. Durch diese Stimme kam er wieder zu sich und sprach, schon zur Buße bekehrt, die Worte des Psalmisten: „*Lass ab vom Bösen und tu das Gute*“ (Ps 36,37). Und mit diesem Vorsatz kehrte er auf dem nämlichen Weg, den er gekommen war, wieder zurück. Da er nun schon aus der Furcht des Herrn den Geist des Heils empfangen hatte, legte er, zu Hause angekommen, unter seinen Kleidern ein härenes Gewand an, und weil er über sein vergangenes Leben beunruhigt bleiben und Buße tun wollte, schloss er sich dem Kloster Siegburg und dem frommen Abt Kuno³⁸ an, unter dessen vortrefflicher Belehrung und Anleitung er in der Furcht und in der Liebe des Herrn voranschritt“³⁹.

„Wenig später feierte er einmal, durch Fasten und Nachtwachen angegriffen, in einer Krypta die heilige Messe.“⁴⁰

³⁸ Abt Kuno von Siegburg (1105-1126), später Bischof von Regensburg (1126-1132).

³⁹ Vita A, Kap. 1

⁴⁰ Vita A, Kap. 2

„Hier (auf dem Fürstenberg) lebte er als Einsiedler, widmete sich dem Gebet, der Lesung und frommen Betrachtung, kasteite seinen Leib durch Fasten und nachtwachen und brachte täglich auf dem heiligen Altar kostbare Opfer (vgl. Ps 65,15) dar.“⁴¹

„Nach diesen vielen Anstrengungen begannen dem Gottesmann, der ohnehin aufgerieben war durch die Härte seines langen und strengen Bûßerlebens, die Kräfte des Körpers zu schwinden, und eine Krankheit brach in ihm aus, einmal in Folge der Beschwerne der Reise, dann auch infolge der ungesunden Luft. Und so wurde er, aus Italien zurückgekehrt, nicht ohne große Schwierigkeiten in seine Stadt Parthenopolis zurückgebracht. Hier lag er krank danieder und litt vier Monate lang unter schwerer Mattigkeit. Endlich, im 8. Jahr seines Bischofsamtes, das er treu und weise verwaltet hatte, starb er, bis zuletzt bei vollem Bewusstsein, nachdem er die Umstehenden gesegnet hatte, eines glücklichen Todes. Er hatte, wie Augustinus sagt, gar nicht schlecht sterben können, weil er gut gelebt hatte. Es war aber das Jahr des Herrn 1134, Mittwoch nach Pfingsten, den 6. Juni, das 5. Jahr des Papstes Innozenz, das 9. Jahr König Lothars.“⁴²

Das sind einige Zitate aus der Vita A, in denen uns Norbert als strenger Bûßer und Asket geschildert wird. Mit dem Ereignis von Vreden, das stark an die Bekehrungsgeschichte von Saulus/Paulus erinnert, ist sicher nur der äußere Anlass eines inneren, tiefgreifenden und schon länger sich abzeichnender Prozess markiert worden. Es brauchte nur noch eines Auslösers, um den inneren Umorientierungsprozess ans Licht zu bringen. Ein äußerer Anlass als Umkehrimpuls für das ganze weitere Leben. Oft ist es eine große Not, eine Todesangst, auch hier durchaus vergleichbar mit dem Bekehrungserlebnis eines Martin Luthers, das den entscheidenden Schritt zur Lebensveränderung auslöst. Hier wird es deutlich gesagt: Er kehrte auf seinem Weg um. Er ging zum früheren Leben zurück. Er ändert seine Lebensgewohnheiten und trägt ein Bußgewand. Er findet eine neue Lebensmaxime, ein neues Lebensprogramm, das ganz einfach, ganz biblisch lautet: „Meide das Böse und tu das Gute!“ Das ist so simpel und klar, dass es für das weitere Leben als Richtschnur diene.

Für die meisten von uns ist es mit der Bekehrung anders gelaufen, bei weitem nicht so spektakulär. Und auch der lebenslange Prozess einer „Bekehrung meines Lebens“ schaut viel mühsamer und glanzloser aus als so ein leuchtendes Bûßerleben, wie es die Vita schildert. „Bekehrung meines Lebens“ ist eine demgegenüber trockene und lebenslange Aufgabe. Versuchen wir einmal anhand der Schritte beim hl. Norbert diese Aufgabe näher zu beleuchten. Was könnte das für uns und unseren Klosteralltag bedeuten. Bei der Bekehrungsgeschichte sind mir vier Schritte aufgefallen:

Das Ablassen vom Bösen, das Tun des Guten, eine geistliche Begleitung annehmen und schließlich in der Furcht und Liebe des Herrn wachsen.

I Meide das Böse!

Das klingt am einfachsten. Beim hl. Norbert lässt sich der „böse Weg“, den er beschritten hatte, moralisierend leicht ausmachen: sein weltliches Treiben, sich vom Lust und Laune treiben zu lassen, sein Karrierestreben, sein Drang nach Luxus und Einfluss, seine, so behaupten einige, geheimen Sehnsüchte nach amourösen Abenteuern. Norbert führte kein Leben, das seinem Stand als Kleriker angemessen wäre oder er führte es so, wie es damals vielfach verstanden wurde: der geistliche Stand als Sprungbrett zu Erfolg und Stellung,

⁴¹ Vita, Kap. 3

⁴² Vita, Kap. 22

durch entsprechende Bildung zu mehr Einfluss und Macht. Das Böse zu meiden könnte bedeuten, dass Norbert die Unstimmigkeit und Disparität seiner Lebensweise spürte, dieses Pendeln zwischen zwei Lebensentwürfen, die letztlich fehlende Entschiedenheit und Definition seines Lebens, der Schritt zur Christusnachfolge, der nichts nachfolgte. Nach seiner Umkehr erkannte er die Hohlheit und Oberflächlichkeit seines bisherigen Lebens. Das Böse lag einfach im Sichttreibenlassen und in der mangelnden Widerständigkeit gegen die Lauheit seiner Umgebung.

„Meide das Böse“, lass ab vom bösen Treiben, das ist ein Aufruf, der in der Bibel häufig zu hören ist. Damit fängt die Umorientierung an. Es ist eine Abkehr erforderlich, ein Mindestprogramm. Das Böse aus dem eigenen Leben zu entfernen oder sich vom Bösen zu entfernen. Dem Bösen keinen Einfluss und keinen Spielraum einzuräumen; immer auf der Hut zu sein vor dem Bösen. Und wir wissen, dass das Böse im Herzen des Menschen seinen Ursprung hat, wo frühere Generationen gern den Teufel bemüht haben. Sie haben das Böse nach außen verlagert und entsprechend personifiziert, als eine Person ausgewiesen, der mich dauernd versucht und mir nachstellt. Der ständig alles verwirrt und durcheinander bringt, der Diabolos, der Durcheinanderwerfer. Nicht ich bin böse, sondernder Teufel ist der Böse, der mich bedrängt und mich zum Bösen verleitet. Aber Jesus macht ganz deutlich, dass es nichts gibt, das den Menschen von außen verunreinigt, sondern dass alles Unheil, alle Schlechtigkeit aus der Seele des Menschen aufsteigen. Im Streitgespräch um Reinheit und Unreinheit sagt Jesus:

„Was aus dem Menschen herauskommt, das macht ihn unrein. Denn von Innen, aus dem Herzen der Menschen, kommen die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Hinterlist, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft. All dieses Böse kommt von Innen und macht den Menschen unrein“ (Mk 7,20-23).

Wir sehen das Böse immer nur im anderen, in seiner Gemeinheit und Gehässigkeit, in seiner Liederlichkeit und Aggressivität. Dem anderen trauen wir alles zu, besonders das Schlechte und jede Boshaftigkeit. Nur uns selber kann kein Wässerchen trüben. Ich und böse? Wie kommst du denn darauf. Bei mir ist doch alles höchstens bloß Vergesslichkeit, Unachtsamkeit, Müdigkeit, nur ein Versehen. Nein, keine Berechnung, keine Intrige, kein gezielter Spott, keine Unterstellung. Ich doch nicht!

„Meide das Böse“ heißt zuerst: Vermeide das Böse in dir selbst. Bekämpfe das Böse in dir, nicht beim anderen in erster Linie. Nichts anderes wollte Jesus mit seinem Gleichnis vom „Splitter im Auge des anderen und vom Balken im eigenen Auge“ aussagen.

„Du Heuchler! Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, dann kannst du versuchen, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen“ (Mt 7,3-5).

Was ist das konkrete Böse in meinem Leben? Hier muss jeder für sich Gewissenserforschung halten. Es ist sicher so, dass das gar nicht die großen Brocken sind, die wir uns vorzuwerfen haben. aber täuschen wir uns nicht. Unser Herz ist doch manchmal eine „Mördergrube“, voller Hass und Verwünschungen, voller Neid und Gehässigkeit, voller Intrige und der Lust zu verletzen und den anderen schlecht zu machen.

Was ist mein Hauptfehler?

Was macht mir am meisten zu schaffen in meinem Bemühen, voran zu kommen?

Es ist der negative Zug an mir oder die Charakterschwäche, mit der ich nicht zurecht komme, es ist meine Haltlosigkeit auf einem ganz bestimmten Bereich, es ist meine Unberechenbarkeit, die mir selber am meisten zu schaffen macht. Es bleibt so ein Schatten, so

eine Schwäche, so ein Makel in meinem Leben. Ist das schon das Böse? Es kann daraus erwachsen, so wie aus einer Trinkschwäche eine mich und die Gemeinschaft zerstörende Sucht werden kann.

Oder noch leichter wird die Frage zu beantworten sein: Was finden die anderen in der Gemeinschaft an mir störend oder lästig? Wo bin ich anderen eine Last - neben vielen guten Seiten an mir, die es doch auch gibt?

„Lass ab vom Bösen“ hat aber nicht nur eine individuelle Seite. Es muss weiter gesehen werden. Mein Leben ist viel zu sehr verwoben in meine Umgebung und Umwelt, in Unrechtsstrukturen und Ausbeutungsmechanismen, ohne dass ich das selbst verschuldet hätte. Aber indem ich lebe, werde ich auch schuldig. Das ist so ähnlich wie die Behauptung: Indem ich lebe, belaste ich auch die Umwelt, jedenfalls in dem Rahmen, wie wir heute leben, brauchen und verbrauchen. Unser Wohlstand basiert zum Teil auf der Ausbeutung der Dritten Welt. Das hat die neueste Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“, vom BUND und MISEREOR zusammen herausgebracht, deutlich ergeben.

So sind wir in bösen Strukturen verstrickt, die für andere mindere Lebensqualität, mangelnde Lebensmöglichkeit oder schlechtere Lebensbedingungen bedeuten, ob wir das wollen oder nicht. So weiß ist unsere Weste also nicht, gerade weil wir Weiße sind. Wir können nur versuchen, bewusst zu leben, uns diese Zusammenhänge bewusst zu machen, uns möglichst intensiv mit diesen Problemen zu beschäftigen und im Rahmen unserer Möglichkeiten z.B. bewusster einzukaufen, weniger zu verbrauchen, energiebewusster zu wirtschaften, vernünftiger sich zu ernähren.

Meide das Böse, alles das, was mir, meiner Gemeinschaft oder anderen zum Nachteil wird, „wo's beim andern bö's ausgeht“.

Demgegenüber sind unsere kleinen lässlichen Sünden wirklich Kleinigkeiten. Aber wir wissen auch vom Zusammenleben her, gerade diese Kleinigkeiten können Grund für Ärger und Frust, Enttäuschungen und Verletzungen sein. Dann werden auch Kleinigkeiten zu Bösarbeiten und arten aus zu Streit, Verstimmung, Gereiztheit und Konflikt. Kleine Ursachen können gerade im Zusammenleben große Wirkungen zeitigen. So gilt es, den Anfängen zu wehren und sich besonders um diese kleinen Fehlerquellen kümmern.

II Tu das Gute!

Das Gute zu tun, wäre das Beste, aber was ist jeweils das Gute? Oft wüssten wir schon, was das Gute wäre und tun es nicht. Paulus rät uns, das Böse durch das Gute zu überwinden. Das wäre wohl der bessere Weg, wenn wir es nicht zum Bösen kommen ließen, weil wir so mit dem Guten beschäftigt sind. Gutes tun als Therapie gegen das Böse in uns und in der Welt. Freilich, das klingt alles so schön und einfach. Gutes tun ist so allgemein wie „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Wie schwer ist es nicht, diese Liebe durchzutragen, gerade im Alltag, im alltäglichen Zusammenleben, in einer kleinen Gemeinschaft, wo man ständig miteinander zu tun hat und eigentlich nicht so recht aussteigen kann. Was heißt Gutes tun, wenn man sich aneinander reibt und nervt, wenn man nicht miteinander klar kommt, weil einfach schon zu vieles geschehen und zerbrochen ist. Was heißt Gutes tun, wenn man jede Faser am anderen kennt, eben auch seine Schwächen und Unwahrheiten, seine Taktiken und Strategien. Was heißt Gutes tun, wenn man mit den eigenen und fremden Launen und Unebenheiten des anderen leben muss, mit den eigenen Mängeln (im Holländischen heißt „tekort“ = wörtl. „zu kurz“, also Defizit, Fehler, Mangel; „tekortkoming“ = Pflichtverletzung, Versäumnis) und Schwächen. Wir kennen uns viel zu gut und spüren vor allem bei jedem Wort, ob es stimmt oder nicht, ob es vom Leben gedeckt oder bloß Theater ist.

Aber da wären wir wieder mehr beim Bösen als beim Guten, das es doch auch in uns gibt und das wir oft erst schätzen und bemerken, wenn einer nicht mehr da ist. „Was einer ist, was einer war, erst nach dem Tod wird's sonnenklar“, so sagt der Volksmund. Das Gute ist immer mehr oder weniger selbstverständlich, selbstverständlich genommen und erwartet. Es ist aber alles andere als das. Das Gute geschieht nicht von allein und wären wir noch so gut veranlagte ‚Sunny Boys‘. Das Gute bedarf immer einer gewissen Überwindung und Anstrengung, zumindest eines eigenen Antriebs in uns. Manchmal geht das leichter, dann braucht es viel an Kraft und Energie.

Tu das Gute und meide das Böse. Oder umgekehrt formuliert im Römerbrief:
„*Verabscheue das Böse, halte fest am Guten!*“ (Rom 12,9)

Wie hat das im Leben des hl. Norbert ausgesehen. Nach seiner Bekehrung ging er konsequent den Weg der Umkehr und Erneuerung. Das fing äußerlich an mit einer anderen Kleidung, mit Fasten und Nachtwachen, mit einer immer radikaleren Anspruchslosigkeit und Loslösung von allen materiellen Dingen und Zielen. Das ging weiter in einen anderen Lebensstil und in eine andere Lebensauffassung. Er wurde Wanderprediger und versuchte möglichst bald die Weihen zu erhalten, um als Geweihter und Gesandter wirken und missionieren zu können. Sein Priestersein war für ihn der Schlüssel zu einer konsequenten Reich-Gottes-Arbeit. Seine Bekehrung aber war eine innere Bekehrung, eine Bekehrung des Herzens: sich ganz dem Herrn zur Verfügung zu stellen, sein Leben eindeutig als dem Herrn gehörig zu definieren, von nun an nichts anderes zu verkündigen als den Gekreuzigten und darin dem Herrn immer ähnlicher zu werden. Wir kennen die Formel schon: „Nackt dem nackten Christus folgen“ und „nur Christus zum Führer zu haben“. Das ist seine radikal verstandene Umkehr, sein Neubeginn, was ja de facto einen totalen Bruch mit seinem bisherigen Kanonikerstatus bedeutete. Er lebte zwar weiter als Kanoniker und verstand sich auch so, aber jetzt radikal geläutert und entschieden, ohne Kompromiss und ohne Einschränkung, ganz für die Kirche lebend und sich einsetzend, ganz auf Seiten der Armen und Bedürftigen. Sein Kanonikersein war nun keine Versorgungspfunde mehr für sich selbst, sondern ein Lebensauftrag, für die Menschen zu wirken und zu ihrem Wohl tätig zu sein. In diesem Dienst hat er sich dann auch aufgegeben ohne sich zu schonen oder auf seine Gesundheit zu achten. Was war das Gute beim hl. Norbert? Sogar seine Anhänger haben sich darüber gestritten, waren zum Teil entsetzt über die Neuaufbrüche Norberts vor allem nach Magdeburg hin, vom Wanderprediger zum Kirchenfürsten. Das hat erheblichen Wirbel gemacht und ihm auch Kritik eingetragen. Für ihn freilich war das das Gute, das jetzt anstand und das zum Wohl der Kirche und der Reich-Gottes-Arbeit getan werden musste. Ob das immer frei war von Eigeninteressen oder eigenen Eitelkeiten. Wer mag so in einen Menschen hineinzuschauen. Fest steht, dass er nichts für sich beanspruchte, sondern sich im Gegenteil aufrieb für seine Sendung, jetzt eben unter anderen Vorzeichen, nicht mehr in der Zurückgezogenheit von Prémontré, sondern im Scheinwerferlicht eines großen Reichsfürsten und zeitweiligen Reichskanzlers für Italien.

Das Gute tun bedeutete für Norbert konkret, Mitbrüder nach Magdeburg zu holen, sie in die Schaltstellen bischöflicher Macht zu platzieren, bedeutete, sich in endlosen Streitereien um Kirchenrechte und Kirchengüter einzulassen, um seine Rechte zu wahren und die Glaubwürdigkeit der Kirche wieder herzustellen, bedeutete, im Streit zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln.

Er wollte sein Leben in der Nachfolge Christi, unter seiner Führung verstanden und interpretiert sehen. Das war sein Gütezeichen.

Das Gute tun, das bleibt ein Auftrag an uns in jeder Lebenslage. Besonders eine Gemeinschaft lebt von dem Vorsatz jedes Mitgliedes und dem Einsatz jedes einzelnen. Eine zeit-

lang kann man sicher den einen oder anderen auch mal durchtragen und mitschleppen. Auf die Dauer aber ergäbe das kein Wachstum mehr, weil natürlich jeder mal seine Durchhänger hat und weil nur ein gemeinsames Bemühen die Gruppe und die Gemeinschaft weiterbringt.

Was tue ich Gutes, an Gutem? Man sollte sich diese Frage auch mal persönlich stellen. Was tue ich für mich Gutes. Wo tue ich etwas, was mir gut tut. Wo gönne ich mir eine Verschnaufpause, eine Ruhezone, eine Fortbildung, eine Vertiefung, ein Auftanken, einen normalen, erholsamen Urlaub. Gerade der Blick auf sich selbst ist im Kloster verdächtig gemacht worden, sollen wir doch ganz und gar für einander dasein und einstehen. Wie gut bin ich zu mir selbst? Aber auch die andere Seite kann zutreffen. Wo wäre es einmal für mich ganz gut, wenn ich mehr täte, mich mehr engagierte, mich einmal voll reinzulassen und alles zu geben? Wo kann ich selbst noch Alternativen entwickeln, neue Perspektiven für mich selbst, für den Konvent?

Wo ermögliche ich dem anderen diese Ausschnaufphase und lasse das auch innerlich zu? Wo springe ich ein, wo bin ich bereit, dem anderen etwas abzunehmen, damit er einmal frei sein kann? Wer kann mich vertreten, auch wenn er nicht so gut ist wie ich? Wer braucht es am nötigsten im Konvent, am nötigsten Rücksichtnahme, Rückzug, Abschalten, Neuorientierung?

Und blicken wir auch bei diesem Punkt etwas über unseren eigenen Tellerrand hinaus. Das Gute darf sich nicht auf unsere vier Wände beschränken. Eine Gemeinschaft muss auch nach außen ausstrahlen, das Gute nach außen tragen und für Menschen etwas an Lebensqualität und Güte bringen. Es bleibt sonst die Gefahr, dass wir uns bloß selber wärmen und uns selbst genügen. Das Gute muss die Menschen erreichen. Erst dann wird es gut. Als Gemeinschaft und als Einzeller bleibt da viel Spielraum; hätten wir nur immer auch die nötige Phantasie und den Mut, Gutes zu tun. Tu Gutes und sprich darüber! Ob das so nach unserem Geschmack wäre? Aber deswegen braucht man den ersten Teil nicht auch zu streichen, wenn man den zweiten nicht so toll findet.

III Eine geistliche Begleitung annehmen.

Das ist für mich das Auffälligste an Norberts Bekehrung, dass er an verschiedenen Stellen Rat sucht und sich auf seinem geistlichen Aufbruch entsprechende Begleitung sucht. Er geht zu den Benediktinern nach Siegburg, er geht zum neuen Reform-Kanonikerstift in Klosterrath (Rolduc) und er sucht den Einsiedler Liutolf in der Moselgegend auf. An allen drei Orten geht es ihm um Information und Einweihung, um Vertiefung und Anregung. Dazu braucht es jemand, der diesen Weg kennt, der einen geistlichen Weg selber absolviert und reflektiert hat, der auf andere eingehen kann, um zu beraten oder zu warnen, zu begleiten und zu führen.

In der Vita A heißt es:

„So wuchs er von Tag zu Tag im Guten, ging bald zum Kloster Siegburg bald zu einem Chorherrenstift namens Rath (Kerkrade) und besuchte oft einen Einsiedler namens Liutolf. Dieser, ein Mann von wunderbarer Heiligkeit und Enthaltbarkeit, führte ein geistliches Leben, war ein Liebhaber der Armut, ein unerschrockener Kündler der Wahrheit und zu seiner Zeit sehr berühmt. Auch er hatte zahllose Gewalttaten und Drohungen gegen sich und seine Brüder von Seiten schlechter Priester und Kleriker zu erdulden, deren Laster er anzuprangern pflegte. Außerdem erforschte Norbert sorgfältig die Sitten und Lebensge-

wohnheiten jedweder Regulierter, Mönche, Einsiedler und Klausner und mühte sich auf ihr Beispiel nach noch Höherem.“⁴³

Norbert begibt sich unter eine Geistliche Leitung. Er sucht Menschen, die ihn beraten und begleiten können, weil er selber am Anfang seiner Bekehrung steht und nach dem besten Weg für sich sucht. Hier kommt noch dazu, dass er überhaupt erst noch die Grundlinie suchen muss, die er im geistlichen Leben einschlagen möchte, den monastischen Weg, den eremitischen Weg oder den Weg der regulierten Kanoniker. So wie einer, der ins Kloster gehen möchte und sich erst einmal die verschiedenen Orden anschaut und besucht und hinterfragt. So muss Norbert erst eine Grundsatzentscheidung treffen. Aber dann entscheidet er sich nach vielen Gesprächen und Reflexionen für den Weg der Kanoniker und wählt für sich die Regel des hl. Augustinus. Darin sieht er den besten Kenner der apostolischen Lebensweise, der er nachzueifern sucht. Ein Leben nach dem Evangelium ist sein Ideal. Aber wie man das lebt, wie das konkret aussehen mag, wie das für einen selbst und für mögliche Gemeinschaften lebbar sein könnte, da musste er suchen und fragen. So wählt sich Norbert geistliche Männer, um seinen geistlichen Weg herauszufinden und um zweitens auf diesem Weg Hilfe und Anleitung zu erhalten. Norbert stützt sich dabei ganz auf die Autorität der Kirchenväter, vorzüglich eben auf den hl. Augustinus, weil er in ihm den besten Garanten für eine adäquate Interpretation urkirchlichen Lebens sah.

Gerade das Zweite wäre für uns so wichtig. Wir haben uns ja entschieden für einen bestimmten Weg, für einen bestimmten Orden, für eine bestimmte Gemeinschaft. Aber jetzt auf diesem meinem Weg mit diesen konkreten Mitstreitern täte Begleitung und Anleitung, zeitweilige Reflexion oder Beratung gut. Neulich sagte mir jemand: Der Zustand einer bestimmten Gemeinschaft ist so bedenklich, dass da nur noch eine Supervision für die Gesamtgruppe weiterhelfen könne. Das kann so einmal der Fall sein. Das gilt auch für einen persönlich. Auch da gibt es Schwankungen und Krisen, die nur mit Hilfe eines erfahrenen Meisters des geistlichen Lebens bewältigt werden können. Wir sagen natürlich, es wäre schon viel, wenn man überhaupt jemand hätte, mit dem man im Gespräch ist, dem man sich anvertrauen kann, dem man sich mit seinen Schwierigkeiten eröffnen kann. Vielleicht trauen wir uns da selber gegenseitig zu wenig zu. Früher war das der Platz des Beichtvaters, des Seelenführers, der einen von Beichte zu Beichte begleitete und kannte und Hilfe sein konnte. Aber gerade auf diesem Gebiet gibt es eine große Not, weil die Sache mit der Beichte selber schwierig geworden ist. Früher war noch die wöchentliche Andachtsbeichte in Klöstern üblich, dann das monatliche Angebot eines „confessarius extraordinarius“. Jetzt wird es immer weniger und eine Führung ist bei wechselnden Beichtvätern schon gar nicht mehr möglich.

Damit ist aber geistliches Leben nicht leichter geworden, wenn wir nun allein dafür geradestehen müssen. Im Osten gibt es ohne Guru, ohne Meister keinen Weg ins Geistliche Leben. Nur wir meinen, den Weg selber finden zu können.

Dazu heißt es im Schreiben *Vita consecrata*:

„Das geistliche Leben muss also im Programm der Familien des geweihten Lebens an erster Stelle stehen, so dass jedes Institut und jede Kommunität sich als Schule einer echten evangeliumsgemäßen Spiritualität darstellen. Von dieser Vorzugsoption, die im persönlichen und gemeinschaftlichen Engagement entfaltet wird, hängen die Fruchtbarkeit des

⁴³ Vita A, Kap. 3

Apostolats, die Selbstlosigkeit in der Liebe für die Armen und die Anziehungskraft der Berufung auf die junge Generationen selber ab.⁴⁴

Weiter noch ein Abschnitt über „die Verpflichtung zu ständiger Umkehr und notwendigen Läuterung“:

„Dadurch, dass sie häufig der Barmherzigkeit Gottes begegnen, reinigen und erneuern sie ihr Herz und machen durch das demütige Bekenntnis der Sünden ihre Beziehung zu ihm transparent; die freudige Erfahrung der sakramentalen Vergebung auf dem mit den Brüdern und Schwestern gemeinsamen Weg macht das Herz fügsam und gibt dem Bemühen um wachsende Treue Auftrieb.

Um auf dem Weg des Evangeliums, besonders während der Ausbildungszeit und in bestimmten Augenblicken des Lebens, Fortschritte zu machen, ist die vertrauensvolle, demütige Inanspruchnahme der *geistlichen Führung* sehr hilfreich; durch sie wird dem Menschen geholfen, auf die Motivationsanstöße des Geistes hochherzig einzugehen und sich entschlossen nach der Heiligkeit auszurichten. Schließlich ermahne ich alle Personen des geweihten Lebens, ihren jeweiligen Traditionen gemäß, täglich die geistliche Gemeinschaft mit der Jungfrau Maria zu erneuern, indem sie besonders durch das Beten des heiligen Rosenkranzes immer wieder mit ihr über die Geheimnisse des Sohnes nachdenken.⁴⁵

IV In der Furcht und Liebe des Herrn voranschreiten.

Das wäre eigentlich das Ziel unseres geweihten Lebens, in der Furcht und Liebe des Herrn zu wachsen. Eine der schönsten Stellen im Paulinum beschreibt das so:

„*Eure Liebe sei ohne Heuchelei*“ (Rom 12,9).

Und dann wird aufgezählt, wie die Schritte im Einzelnen zu gehen sind. Es ist eine ganze Tugendskala. Ja es sind nach dieser allgemeinen Ermahnung noch detaillierte Aufforderungen und zwar in fünf Paaren mit zehn Gliedern. Es beginnt mit der Bruderliebe (oder Schwesternliebe) und endet mit der Gastfreundschaft. Alle Ermahnungen betreffen natürlich das Verhältnis der Gemeindemitglieder zueinander. Wir wollen sie heute einmal bewusst hören als Anfrage an uns als Personen des geweihten Lebens und als Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft.

1) In brüderlicher, geschwisterlicher Liebe zugetan sein, sich wirklich innig, zärtlich lieben; es geht ja um die „*familia Dei*“, in der gegenseitige Herzlichkeit herrschen soll. In unseren Konstitutionen heißt es dazu: „Höflichkeit soll in unserem Umgang herrschen nach der Mahnung des Apostels:

„*Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan. Übertrefft euch in gegenseitiger Achtung!*“ (Rom 12,10). Damit hat diese Stelle Eingang gefunden in unsere Richtlinien, den Konstitutionen (Nr. 88 <315>).

2) Liebe schließt Ehrerbietung dem anderen gegenüber ein; das wird aber noch gesteigert: übertrefft euch darin, kommt einander darin zuvor; es schätze einer den anderen höher als sich selbst; das ist mehr als Höflichkeit und Konvention; das grenzt schon an Selbstlosigkeit und erfordert tiefe Demut.

3) An Eifer seid nicht lässig. Ein Sich-dahintreiben-Lassen ist mit dieser neuen Lebensführung nicht vereinbar; jede Form von Faulheit oder Saumseligkeit in der Leitung oder auch in der Fürsorge für die Gemeinde (Gemeinschaft) wird hier angeprangert.

⁴⁴ Vita Consecrata, Nr. 93

⁴⁵ Vita Consecrata, Nr. 95

4) Im Geist glüht! Es ist das Glühen des Eifers im Herrn. Der Heilige Geist ist es, der solche Glut des Eifers weckt. Wehe, wenn jemand diesen Geist in sich zum Erlöschen bringt.

5) Dient dem Herrn. Die Lesart ist umstritten. Es ist alles andere gemeint als etwa ein Opportunist zu sein und der Zeit nachzulaufen. Dem Zeitgeist nach dem Mund zu reden wäre alles andere als die Weise der selbstlosen Hingabe.

6) Als Hoffende freut euch. Hier denkt man an den Segensgruß in Rom 15,13:

„Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit Freude und Frieden im Glauben, so dass ihr überströmt in der Hoffnung kraft des Geistes“.

Die Hoffnung gründet auf das Ewige und Unsichtbare; sie muss sich aber auch mit Geduld und Gebet verbinden.

7) Der Trübsal standhalten, in der Bedrängnis geduldig bleiben, aus dem Wissen heraus, dass uns nichts scheiden kann von der Liebe Christi (Rom 8,35), dass die Liebe alles erträgt. Das sagt sich leichter als es ist. Aber in dem geduldigen Auf-sich-Nehmen und Ertragen von Bedrängnissen erweist sich die Hingabe, zu der uns das Erbarmen Gottes ruft.

8) Seid beharrlich im Gebet. Um in der Bedrängnis bestehen zu können, bedarf es nicht bloß eines gelegentlichen Gebetsaufschwunges, sondern eines beständigen Gebetes, ohne Unterlass (*„Betet ohne Unterlass“* 1 Thess 5,17), das Gebet des Herzens, die ständige innige Zwiesprache mit Gott, das ständig sich dankend und bittend offen zum gegenwärtigen Gott hinwenden.

9) Nehmt Anteil an der Not der Heiligen. Die Heiligen sind ja alle Mitglieder der Gemeinde. Die Heiligen sind ja alle Mitglieder eines Konvents. Hier muss man nicht nur an die materiellen Bedürfnisse denken; die sind im Kloster bestens abgedeckt. Viel eher sind an die seelischen und psychischen Nöte zu denken.

Es gibt ja auch gelegentlich Selbstmord im Kloster. Wie ist so etwas möglich? Wem kann ich mich im Ernstfall wirklich innerhalb des Konventes anvertrauen? Bin ich so sensibel, die Stimmungen und Schwankungen beim Mitbruder/Mitschwester wahrzunehmen? Kann ich den anderen taktvoll ansprechen und Hilfe anbieten?

10) Gewährt jederzeit Gastfreundschaft. Das ist für Klöster selbstverständlich und zählte bei den Juden schon zu den großen Liebeswerken vor der Erziehung von Waisen, der Auslösung von Gefangenen, der Einführung der Braut in das Hochzeitsgemach, den Krankenbesuchen, der Totenbestattung, dem Trösten von Traurigen. In der Urgemeinde mit ihrer oft prekären Situation war dies erstes Gebot. Die Gastfreundschaft der ersten Christen war sprichwörtlich und der liebevolle Umgang mit Fremden war auch ein Grund für die schnelle Verbreitung des Christentums.

Paulus ermahnt sehr eindrucksvoll die Gemeinde in Rom, was es heißt, in der Liebe zu wachsen. In unserer Tradition gilt ja, so zu leben „wie ein Herz und eine Seele auf Gott hin“. Der hl. Norbert hat diese Stelle für seine Richtschnur ausgewählt, weil er darin den urkirchlichen Geist spürte, weil darin der Geist der Urgemeinde atmete. Das wollte er für seine Gemeinschaften verwirklicht sehen. So besteht jede „Bekehrung meines Lebens“, wie wir es in der Profess versprechen, in diesem Leitsatz und in diesen Schritten.

Bekehrung des Lebens ist eine ständige Aufgabe. Wir sind damit nie am Ende und nie fertig. Wie wäre es auch möglich, bei der Liebe eine Grenze zu ziehen, von der Paulus schwärmt: „*Die Liebe hört niemals auf*“ (1 Kor 13,8).

Die Bekehrung meines Lebens ist eine Bekehrung zum mehr lieben.

6 Norbert und die Kirchenreform

Der hl. Norbert (1080/5-1134) lebte in der Zeit der Gregorianischen Reformbewegung. Der Papst Gregor VII. (1073-1085) wollte eine Erneuerung der Kirche erreichen, gespeist aus der großen benediktinischen Reformbewegung von Cluny. Ihm ging es dabei vor allem um eine Klerikerreform. Strenge Armut und Besitzlosigkeit wurden eingefordert, Ziel war die Schaffung eines reformierten Idealklerus. Zwischen den Mönchen und den Säkularkanonikern entstanden jetzt die Regularkanoniker, die besonders durch Papst Urban II. (1088-1099) ein eigenes Profil erhielten. Aus der Reformbewegung der "vita canonica", einer an der apostolischen Lebensform und am Leben der Urkirche orientierten Erneuerung, entwickelte sich langsam ein neuer "Orden. Chorherren sind Priester, die sich zu einem gemeinsamen Leben mit Ordensgelübden nach Art der Mönche entschlossen haben. Das Priestertum steht bei ihnen im Vordergrund.⁴⁶

Norbert von Xanten war nach seiner Bekehrung vor allem durch das Stift Springiersbach bei Trier (1107) und Klosterrath (Rolduc) bei Aachen beeinflusst, die die strenge Richtung des „Ordo Novus“ eingeschlagen hatten. Norbert hatte sicher zunächst nichts anders im Sinn als einen Reformzweig der Augustinerchorherren zu gründen. Aber er hat sich mit seiner ganzen Autorität für die neue, strenge Richtung eingesetzt und dazu den "ordo monasterii" als wesentlichen Bestandteil der Augustinusregel angesehen. Nach ihrem Armutsverständnis gehörte Handarbeit und wirtschaftliche Autarkie konstitutiv dazu. Denn der Reichtum der Kirche, ins uferlose angehäuft, galt als Wurzel allen Übels. Dies konnte eben nur durch Eigenwirtschaft und Handarbeit ausgeschaltet werden. Als Prediger waren die Chorherren vom "Ordo Novus" unerbittlich. Hart und streng geißelten sie Sünde und Laster, die sie nicht nur in den eigenen Reihen, sondern auch im Volk schonungslos ausrotten wollten.

Die Regularkanoniker dieser Prägung wollten Idealpriester sein, beispielgebende Nachfolger Christi zu einer Zeit, da der Weltklerus weitgehend versagte.

"Ihre priesterliche Gemeinschaft sollte ein Abbild der Apostel sein. In ihrem Oberen sahen sie wie diese nur Christus, und die Predigtstätigkeit Christi und seiner Apostel sollte das Vorbild ihrer Seelsorge sein. Durch ein strenges Klosterleben sollte die Kraft dazu gewonnen werden. Das war das große Novum. Zum ersten Mal entstand eine organisierte Gemeinschaft, die sich Apostolat und Seelsorge zur Aufgabe gestellt hatte. Das hatte bis dahin noch niemand getan."⁴⁷

Die Stoßrichtung dieser Reformbewegung als Teil der damaligen Kirchenreform wird deutlich. Es galt, die Kräfte zu bündeln und zu konzentrieren, gleichzeitig Reformzentren zu schaffen, in denen exemplarisch gelebt und gewirkt werden konnte. Durch die zahllosen Klostergründungen der Prämonstratenser und vor allem der Zisterzienser entstand in der Kirche eine deutliche Vertiefung des geistlichen Lebens nach Innen und eine Ausstrahlung nach außen.

Diese Reformwellen in der Kirche haben nie aufgehört. Auch nach der Zeit der Kanoniker, nach einem Erschlaffen der Reformkräfte mussten wieder neue Reformen auf den Plan treten, um das Leben der Kirche voranzubringen. Hundert Jahre nach Norbert von Xanten und Bernhard von Clairvaux trat ein Franz von Assisi und ein Dominikus auf den Plan, die zerfallene Kirche wieder aufzubauen. Zu schnell hatte sich der Elan der Gregorianischen

⁴⁶ Norbert Backmund, Geschichte des Prämonstratenserordens. Grafenau 1986, S. 14.s

⁴⁷ Backmund, s.o. S. 19.

Kirchenreform verbraucht. Viele meinen heute, dass die Armutsfrage von der Kanonikerbewegung nicht radikal genug angegangen wurde. Ein Franziskus wird nicht nur den Besitz des Einzelnen ablehnen, sondern auch jeglichen Besitz einer Gemeinschaft. Er hat die Armutsfrage bis zum Äußersten radikalisiert und damit eine ungeheure Dynamik und Entwicklung in der Kirche ausgelöst.

Und auch in den weiteren Jahrhunderten waren es vor allem immer wieder neue Aufbrüche des "Geweiheten Lebens", die zu Reformen und Erneuerungen führten. Hier spielen die Orden und Kongregationen in dieser Erneuerung der Kirche eine große Rolle. Das braucht uns nicht überheblich zu machen, sondern kann uns viel mehr zeigen, dass die Kirche immer eine "ecclesia semper reformanda", eine reformbedürftige Kirche bleibt, wie natürlich auch wir selber immer wieder dieser Erneuerung bedürfen.

In unserer Zeit kommt der größte Erneuerungsimpuls für die Kirche vom II. Vatikanischen Konzil her, wenn man einmal die vielen großartigen Heiligengestalten unseres Jahrhunderts beiseite lässt. So waren gerade in letzter Zeit Stimmen zu hören, die von der Kirche am Ende des 2. Jahrtausend, an der Schwelle zum Dritten Jahrtausend einen Neuaufbruch und eine grundlegende Erneuerung erhoffen und erbitten.

In seinem Schreiben "Tertio Millenio Adveniente" von 1994 betonte der Papst vor allem die Notwendigkeit einer Selbstbesinnung der Kirche:

„Eine ernste Gewissensprüfung wurde ... vor allem für die Kirche der Gegenwart gewünscht. An der Schwelle des neuen Jahrtausends müssen die Christen demütig vor den Herrn treten, um sich nach den Verantwortlichkeiten zu fragen, die auch sie angesichts der Übel unserer Zeit haben".

Im Einzelnen werden dann aufgeführt:

- die religiöse Gleichgültigkeit
- die Atmosphäre des Säkularismus
- der ethische Relativismus
- die Zeit der Unsicherheit im spirituellen Leben
- mangelndes Unterscheidungsvermögen gegenüber totalitärer Regime
- Mitverantwortung an schwerwiegenden Formen von Ungerechtigkeit und sozialer Ausgrenzung.⁴⁸

Zu dieser Reflexions- und Sensibilisierungsphase kommt dann noch der "Zeitbogen von drei Jahren, von 1997- 1999" hinzu, der intensiven Vorbereitung dienen soll.

Diese drei Jahre sind trinitarisch konzipiert und das erste von den Dreien ist der "Reflexion über Christus" gewidmet unter dem Motto "Jesus Christus, alleiniger Retter der Welt, gestern, heute und in Ewigkeit" (vgl. Hebr 13,8). Konkrete Vorschläge für dieses Jahr gehen in Richtung

- mit erneutem Interesse zur Bibel zurückkehren;
- die Taufe als Grundlage christlicher Existenz wieder entdecken; .
- Maria als Vorbild gelebten Glaubens betrachten.

Dies wird ein wichtiges Jahr sein, "gemeinsam den Blick auf Christus, den einzigen Herrn, zu richten in dem eifrigen Bemühen, in Ihm eins zu werden".

Der weitere Verlauf dieser letzten Jahre unseres Jahrhunderts sind dem Heiligen Geist (1998) und dann Gottvater selbst (1999) gewidmet. Das werden sicher noch sehr wichtige Impulse für die kommenden Jahre (und ev. der Exerzitien) sein.

⁴⁸ Johannes Paul II., Tertio Millenio Adveniente. Vatikan 1994, Nr. 36.

"Die Kirche glaubt, dass Christus, der für alle starb und auferstand, dem Menschen durch seinen Geist Licht und Kraft schenkt, damit er seiner höchsten Berufung nachkommen kann; es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem sie gerettet werden sollen. Sie glauben ferner, dass in ihrem Herrn und Meister der Schlüssel, der Mittelpunkt und das Ziel der ganzen Menschheitsgeschichte gegeben ist. Die Kirche bekennt überdies, dass allen Wandlungen vieles Unwandelbare zugrunde liegt, was seinen letzten Grund in Christus hat, der derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit" ⁴⁹.

Ein Jubiläum als Anlass und Gelegenheit in erster Linie zur Besinnung und zur Erneuerung. Wir werden immer wieder von der Geschichte dieser Kirche eingeholt und konfrontiert. Und so eindrucksvoll eine 2000jährige Geschichte ist, so ist diese lange Zeit eben auch voll von Dunkelheit und schrecklichen Bildern: von der mächtigen Kirche des Mittelalters, Bilder der Hexenverfolgungen, Glaubenskriege und Kreuzzüge, von Verfall und Verweltlichung. Gott hat offensichtlich diese Bilder zugelassen, weil die Kirche Menschen anvertraut ist und weil das Menschliche auch in der Kirche immer wieder zum Durchbruch kommt. Das ist letztlich keine Rechtfertigung für all das Schlimme, was von dieser Kirche ausgegangen ist. Aber eine nüchterne, ehrliche Analyse und Annahme der Vergangenheit, der eigenen wie der der Kirche, ist Voraussetzung für eine Neubesinnung und für eine neue Vision von Kirche für die Zukunft.

Darin sehe ich die Verbundenheit mit dem Hl. Norbert, dass er zu seiner Zeit sich dieser Mühe ohne Rücksicht auf sich selbst unterzogen hat. Er hat alles darangesetzt, die Kirche in seiner Zeit zu erneuern, wobei er konsequenterweise bei sich selbst begonnen hat. Aber das Ziel der Kirchenreform hat er nie aus dem Auge gelassen. Er war in dieser Hinsicht total ein Mann der Kirche. Sein Herz schlug für diese Kirche und für die Menschen in dieser Kirche. Sein ganzes Trachten ging in die Richtung, die Kirche zu verjüngen, sie strahlender und anziehender, echter und glaubwürdiger zu machen. Wir wissen, dass er selber von seinem Naturell und Charakter her auch nicht so einfach und bequem war. Aber seine Liebe zur Kirche war ungefragt grundlegend und sein auf einer ungeheuren Glaubenskraft basierender Einsatz für die Kirche seiner Zeit war sicher das Kennzeichen dieser "imponierenden Gestalt, dieses zugleich lebensfrohen und innerlichen Kanonikers am St. Viktorstift in Xanten“.

Von dieser Vorlage her, von diesem großen Beispiel unseres Ordensgründers, des hl. Norbert⁵⁰ her muss wohl auch uns als Orden und als Einzelnem die Kirche ein großes Anliegen und eine Herausforderung sein. Was in der Kirche geschieht, ist mir nicht gleichgültig. Was mit der Kirche passiert, kann mir nicht egal sein. Wie die Kirche heute dasteht in unserer Gesellschaft und in der Welt insgesamt, das findet mein größtes Interesse. Und wie sich diese Kirche in Zukunft weiterentwickeln wird, das berührt meine innerste Einstellung. Denn ich bin selbst Kirche, ein Teil dieser Kirche, ein Glied dieser Kirche. Mein Lebensschicksal ist unzertrennlich mit dieser Kirche verknüpft, ob mir das immer so gefällt oder nicht. Deswegen leiden wir bisweilen an dieser Kirche, an ihrer Unzulänglichkeit, die gleichzeitig auch meine eigene ist, an ihrer Unvollkommenheit, die ebenfalls meine eigene widerspiegelt, an der totalen Rückständigkeit, die ja auch Folge meiner Unbeweglichkeit und Trägheit ist. Wäre ich bloß besser, konsequenter, ernsthafter, liebenswürdiger, dann wäre der Kirche schon geholfen, wenngleich die Kirche immer mehr ist als die Summe aller einzelnen Mitglieder. Aber jede Kirchenkritik ist auch Selbstkritik und jedes persönli-

⁴⁹ Tertio Millenio Adveniente, Nr. 10.

⁵⁰ Backmund, s.o. S. 21

che Streben nach Vollkommenheit ist auch ein Plus für diese Kirche, wobei gottseidank die Heiligkeit der Kirche sich nicht von uns, sondern vom Herrn dieser Kirche ableitet.

Wenn wir beten "Ich glaube an die heilige katholische Kirche" im Credo, was ist dann unsere Sicht von Kirche?

Mein Verhältnis zur Kirche?

Ich möchte ein wenig meinem eigenen Verhältnis zur Kirche nachgehen.⁵¹ Zulehner spricht einmal von den drei Grundzügen in jedem Leben eines Menschen, die übrigens auch mit den Gelübden korrespondieren. Ich hungere nach Leben. Und dieser Hunger ist unstillbar. Es ist ein Hunger nach einem schlechthin sinnvollen, bleibenden, ewigen Leben.

Es ist der Wunsch, einen Namen zu haben, wertvoll zu sein, unauswechselbar, zu lieben und geliebt zu werden, als Mann, als Frau.

Es ist das Verlangen, Macht zu erleben, frei zu sein, mich bewegen und entfalten, wachsen und arbeiten zu können. Das Verlangen also, etwas zu gelten und gelten zu lassen. Es ist die Sehnsucht, eine Heimat zu haben. Einen Platz in der Welt, den ich "be-sitzen kann. Menschen, denen ich angehöre. Es ist der Wunsch damit verbunden zu nehmen und zu geben. Und all dies ist eingebettet in die Hoffnung, dass Beziehungen glücken, in guten und in bösen Tagen, Beziehungen zu Menschen, mit einem Gesicht, Beziehungen zu mir selbst, Beziehungen zur Welt, zur Geschichte, zur Gegenwart, zur Zukunft, zu den Ursprüngen. In meinem Leben finde ich auch Lebensbehinderungen. Ich stoße an Grenzen. Es gibt Schatten. Ich erlebe, dass ich schuldig werde und bin: weil ich Leben anderer behindere oder gar erschwere. Oder weil mein Ich schwach ist und der ererbten Lebensbehinderung nicht widerstehen kann. Auch ich leide unter dem persönlich verschuldeten und unter dem ererbten Tod der Beziehungslosigkeit.

Dies weckt in mir die Sehnsucht, einfach anders zu leben: einfach und anders, und so wirklich, intensiv und glücklich zu leben. Mein Leben soll etwas Ganzes werden, eine sinnvolle Geschichte, nicht nur eine Erlebnisepisode nach der anderen. Ich möchte einfach nicht ständig auf Reisen sein und vor einem grauen, uninteressanten, unerträglichen Leben oder gar vor mir selbst flüchten. Ich möchte "Stand-halten". Ich möchte stark sein, um zu lieben, ich möchte lieben, um stark zu werden.

Dies möchte ich erleben, indem ich den Weg Jesu nachgehe. Denn in Gedanken sehe ich, dass das ein guter Weg wäre. Zudem akzeptiere ich, dass mich meine Eltern - ohne mein Zutun, aber weil sie es gut mit mir meinten - auf diesen Weg gestellt haben und mich deshalb taufen ließen.

So stoße ich auf Kirche. Ich ahne und spüre, dass ich nicht allein Christin sein kann. Die Versuchung ist zu groß, dass ich mir "meinen Jesus" zurechtrichte, statt mich an ihm aufzurichten, zu reiben, auszurichten, mich von ihm richten, also freisprechen zu lassen. Ich brauche die provozierende und schützende Gemeinschaft der Kirche. Ich erhoffe mir davon Impulse für mein Leben. Sie fordert mich heraus, ein anderer zu werden, umzukehren. Ich brauche andere Christen, die mich vor meiner Bequemlichkeit schützen und auf dem Weg konsequenter Umkehr begleiten. Diesen Dienst möchte ich auch anderen leisten (eine wunderbare Beschreibung für eine Ordensgemeinschaft!)

Eben hier beginne ich mich auch an der konkreten Kirche zu reiben. Jeder von uns möchte in einem lebensbedeutsamen Austausch mit dem Lebensfeld "Kirche" und den dort von Je-

⁵¹ Paul Michael Zulehner, Kirche, Anwalt des Menschen. Wer keinen Mut zum Träumen hat, hat keine Kraft zum Kämpfen. Freiburg 1980, S 159s.

sus her überlieferten Lebensweisen stehen. Aber aus vielen Gründen ist dieser Austausch gar nicht so einfach.

Die Kirche erscheint oft unzeitgemäß. Man hat das Gefühl, man wird in ihr als heutiger Mensch nicht mehr verstanden. Die Suche nach neuen, christlichen, menschlicheren Lebensweisen findet nur wenig Verständnis.

Der Hunger nach Freiheit und Beweglichkeit bleibt ihre Nahrung. Wie viele tun sich schwer mit der Kirche, junge Menschen, berufstätige Frauen, Arbeiter und Angestellte, kritische Sozialwissenschaftler, ernsthafte Psychologen, Ökologen, beweglichere Theologen, Pfarrer, Kapläne, Weihbischöfe. Warum dieser bürokratische Umgang mit den eigenen Mitgliedern? Man hat das Gefühl, dass die Kirche sich selbst wichtiger ist als die Menschen für sie. Es fehlen der Schwung, die Konsequenz, die Ehrlichkeit bei vielen in der Kirche. Nehmen sie, nehme ich selbst das Evangelium ernst? Christen müssen nicht perfekt sein. Aber sie sollten wenigstens nicht so tun, als wären sie besser, als wüssten sie auf alles eine Antwort.

Wie kann ich mit dieser meiner eigenen Kirche leben?

Wie soll mein Verhältnis aussehen?

Habe ich überhaupt ein Heimatrecht in dieser Kirche, vor allem dann, wenn ich nicht zu allem Ja und Amen sagen kann?

Glaube ich an diese Kirche?

Liebe ich diese Kirche?

Höre ich diese Kirche, gemäß dem Lied "Fest soll mein Taufbund immer stehen, ich will die Kirche hören; sie soll mich allzeit treulich sehen und folgsam ihren Lehren"?

Bindung an diese Kirche

Das erstrebenswerte Verhältnis zur Kirche ist das der unverdrossenen kritischen Bindung. Das ist ein besserer Ausdruck als die Totalidentifikation mit der Kirche nach dem Motto „Mir ist alles recht“ : ich frage nicht nach, ich über keine Kritik, ich bin mit allem einverstanden; wer die Kirche angreift, hat unrecht; die Kirche hat immer recht. Eine solche Haltung wäre unmenschlich und unchristlich. Das ist eher infantil, vergleichbar mit der Totalabhängigkeit eines Säuglings von der Mutter. Der heranwachsende Mensch hat ein anderes Verhältnis zu seinen Eltern: es ist ein dankbares, respektvolles, kameradschaftliches Gegenüber. Das Wort Identifikation eignet sich nicht so gut, besser wäre das Wort vom Austausch, von der Bindung.

Etwas anderes ist es, wenn ich mich mit dem Haupt und Herrn der Kirche, mit Jesus Christus total identifiziere. So wie das Papstmotto "totus tuus" (eigentlich auf Maria gemünzt?). Aber auch hier wäre wohl ein anderer Ausdruck besser, nämlich im Sinne eines personalen Verhältnisses: dem Herrn glauben, sich anvertrauen, sich überlassen, sich binden. Es geht hier nicht um eine Flucht vor der eigenen Freiheit und Verantwortung; so könnte das ja auch missverstanden werden.

Ich möchte für mich auch als Christ "mein" Leben führen. Ich möchte, dass Jesus Herr auch meines Lebens ist und dass ich in seiner Nachfolge auf dem Weg zum Leben bin. "Zu wem sollen wir denn sonst gehen?" Wer hat schon Worte des ewigen Lebens. Ich binde mich also an Jesus, den Herrn der Kirche. Das macht mich "kirchlich" und diese meine Kirchlichkeit ist unverdrossen und loyal. Aber sie ist nicht unkritisch und darf dies auch niemals sein.

Und dies vor allem deshalb, weil für mich wenigstens eine unkritische Bindung an diese konkrete Kirche unchristlich wäre. Gemeint ist, dass es nicht angehe, dass mein Unglau-

ben, meine Hoffnungslosigkeit, meine Selbstsucht anderen Menschen den Weg zum Evangelium verdunkeln und verstellen. Dies gilt von der Sünde in der Kirche insgesamt. Das ändert nichts an meiner Bindung, an meiner Unverdrossenheit, an meinem Engagement. Es verbietet mir aber dieses Wissen um die Sündigkeit der Glieder der Kirche eine blinde, unkritische Totalidentifikation .

Jeder von uns weiß aus vielen Beziehungen, dass Bindung etwas lebendiges ist. Da gibt es Zeiten der Annäherung und der Entfernung, Zeiten des Stillstandes und großen Einverständnisses. Genauso ist es mit der Beziehung zur Kirche.

Heimatrecht in dieser Kirche

Was ist, wenn es mich in Zeiten der "Entfernung" mehr an den Rand drängt, wenn ich in wichtigen Fragen mit der Kirche nicht mehr in Einklang bin? Habe ich dann noch Heimatrecht in der Kirche? Das ist auch eine ernste Frage der Pastoral, wie man damit umgehen soll.

Zulehner plädiert dafür, dass jeder auch dann Heimatrecht in der Kirche haben soll, wenn er auf dem Boden grundlegender Bindung an den Herrn der Kirche in diesem oder jenem Punkt nicht mit der Kirche übereinstimmt, wenn er sich des Unterschieds bewusst ist und wenn er bereit bleibt, sich in Richtung auf ein evangelium-gemäßeres Leben offen zu halten.

Es besteht Grund zur Annahme, dass die Tendenz, jemand von Amtswegen das Heimatrecht in der Kirche abzusprechen größer ist als die Tendenz, das Heimatrecht von sich aus aufzugeben und aus der Kirche auszutreten. Heutzutage treten vor allem kurzfristig finanzielle Gründe mehr in den Vordergrund. Das bleibt heute eine schwierige Frage. Die heutige Seelsorge wird viel Zeit und Kraft, viel Phantasie und Geduld aufbringen müssen, um dialogisch den Glauben zu wecken und zu fördern, den Menschen dieses Heimatgefühl in der Kirche und dieses Heimatrecht zu geben. Eine Pastoral, die verweigert, abschreibt, Heimatrecht abspricht, faktisch exkommuniziert, ist sicher nicht nach dem Geiste Jesu.

Meine Umkehr

Solche Überlegungen führen uns immer wieder zur zentralen Frage eines jeden christlichen Lebens, nämlich die nach der eigenen Umkehr. Sobald nämlich keine Ausrede mehr da ist, sobald auch die Behinderungen durch die eigene Kirche nicht mehr vorschützen kann, sobald auch mein Heimatrecht in der Kirche nicht mehr auf dem Spiel steht, kann sich die Frage nach der Umkehr des eigenen Herzens ungeschminkt bei mir selbst durchsetzen. Die Kernfrage für jeden wachen Christen, für jeden wachen Ordensmann, jede Ordensfrau bleibt die Frage nach der Umkehr in seinem eigenen Leben. Diese Frage trifft dabei jeden ein wenig anders, anders den "gottgeweihten Menschen mit ererbter Kirchlichkeit, anders den suchenden Menschen ohne festgeformte kirchliche Lebenstradition solche gibt es immer mehr; anders den, der einfach oberflächlich und ohne großen Ernst so dahinlebt.

Es lassen sich einige Lebensregeln der Umkehr formulieren, wobei uns bewusst bleiben muss, dass Umkehr biblisch gesehen immer ein Aufruf, eine Aufforderung ist, also von mir zu leisten ist, gleichzeitig Umkehr immer schon Gnade ist.

Zunächst werde ich mich nach Personen umsehen, die ich achte, die für mich wichtig sind, an denen ich mich zu orientieren bereit bin. Das Leben in einer religiösen Gemeinschaft könnte aus diesem Grund erfolgt sein, könnte auch zu einer Krise geführt haben, weil ich in dieser Gemeinschaft vielleicht zu wenig solche Menschen gefunden habe.

Wer spielt für mich so eine Vorbildfunktion, ein Lebensmodell für gelungenes Christsein? Das Nachdenken darüber, seien es nun Heilige oder lebende Beispiele, lässt mich entde-

cken, dass sie anders sind als ich, anders leben und urteilen. Diese Spannung wird mich aufrütteln. Allmählich kann bei mir selber etwas in Bewegung geraten.

Zugleich wird mir eine schmerzliche Auseinandersetzung mit meinem bisherigen Leben und seinen lieb gewordenen Lebensgewohnheiten nicht erspart bleiben. Ich werde erfahren, wie schwer es ist, mich davon zu trennen. Noch schwerer ist es, Beziehungen umzubauen, die dem Anspruch des Evangeliums nicht standhalten. Ich werde spüren, wie sehr Umkehren mit "Sterben" zu tun hat und Trauer mit sich bringt. Aber die Hoffnung auf neues Leben, auf ein Zuwachs an Freiheit, Glück und Sinn, sowie Unterstützung und Begleitung durch und in einer religiösen Gemeinschaft und die für mich bedeutsamen Personen werden mich auch durch Zeiten der Trauer gehen lassen. Wozu hätten wir denn sonst eine Gemeinschaft? Nicht zuletzt weiß ich Gottes Kraft und Verheißung auf meiner Seite.

Wie schwer Umkehr ist, spüren wir immer dann, wenn eine klare Entscheidung ansteht, wen in uns Widerstand einsetzt gegen eine klare Entscheidung oder Klärung in meinem Leben. Entscheidungen kann man nicht herbeizwingen. Sie brauchen viel Zeit und müssen langsam wachsen. Und so belastend solche Entscheidungssituationen sein mögen, weil es da an die Nieren geht, an Grundfeste unseres Lebens, so wichtig sind solche Zeiten, weil sie selbst schon Gnade sind. Der Fromme des Ersten Bundes hatte die Erfahrung gemacht, dass er mit seinem Gott "Mauern überspringt" (Ps 18,8). Wir trauen diesem Gott zu wenig zu.

Aber halten wir uns immer wieder offen für neue Situationen und Anrufe, beten wir gemeinsam um die Kraft, sammeln wir geduldig Kräfte für solche Entwicklungen. Selbst wenn wir uns entschieden haben, einfach anders zu leben, die oder die Richtung einzuschlagen, werden wir erfahren, dass es uns ständig in die alte Lebenspraxis zurückzieht. Der "alte Mensch" ist schnell abgelegt, aber auch schnell wieder zurückgeholt. Wie oft habe ich mein Wort schon zurückgezogen? Bin ich wieder in alte Geleise gerutscht, bin ich zurückgefallen auf längst überwunden geglaubte Verhaltens-, Reaktions- und Empfindungsmuster. Da spüren wir, wie wir einander brauchen, wie eine Gemeinschaft Korrektiv und Stütze sein kann. Aber auch eine Gemeinschaft kann insgesamt absacken und zurückfallen in Lauheit und Trott, in Gleichgültigkeit und Lässigkeit. Die Kirchengeschichte kennt viele solche Beispiele, in unseren Klöstern, in den Pfarreien, in ganzen Epochen. Der hl. Norbert lebte selbst in einer solchen Zeit des Niedergangs, dass gerade sich viele sehnten nach Erneuerung und Reform, nach Vertiefung und Verlebendigung des religiösen und kirchlichen Lebens. Er selbst ist das beste Beispiel für Aufbruch und Korrektur in seinem persönlichen Umkehrerlebnis.

Es ist eine Grunderfahrung des geistlichen Lebens, dass wir uns immer wieder um diesen Aufbruch bemühen müssen, im Grunde genommen jeden Tag, jedes Jahr, bei Exerzitien, bei einer guten Beichte, bei einer Taufgelübdeerneuerung, nach einem guten Gespräch mit einem Freund, vielleicht auch nach einem Streit oder nach einer Auseinandersetzung in der Gemeinschaft, wo es böse Worte gab, wo ich Kritik zu hören bekam. Ich werde nie gleich dem anderen Recht geben können. Aber ein Anstoß zur Reflexion, zum Nachdenken, zur möglichen Umkehr und Änderung kann es allemal werden.

Und mag ein solcher Prozess noch so langwierig gewesen sein, noch so viel Kraft gekostet haben, noch so viel Unruhe und Spannung mit sich gebracht haben, es wird nicht das letzte Mal gewesen sein, es wird weiterhin Umkehr geben und geben müssen. Allein schon deshalb, weil in meinem Leben ständig neue Menschen, neue Aufgaben, andere Situationen an mich heran-kommen und meine Entscheidung auf die Probe stellen. Auch eine Lebensentscheidung wie die Profess, das Klosterleben, der lebenslange Zölibat und Verzicht auf Ehe,

Familie und Partnerschaft, wird immer wieder angefragt, angegriffen, in Frage gestellt werden von mir selbst, von anderen, von der Umgebung. Es gibt im geistlichen Leben keinen Stillstand. Das wäre nur Rückschritt. Und von allein geht gar nichts. Kehrt um! bleibt eine Dauerforderung des Evangeliums. Es nimmt eigentlich unser Leben ernst, das sich ständig verändert und ständig neu bewältigt werden muss.

Intensiv christlich leben

Mein geistliches, religiöses, mein christliches Leben wird um so intensiver erfahrbar, je ausgewogener es alle drei Ebenen des "Lebens, Erzählens und Feierns" durchläuft und diese drei Erfahrungsebenen einander befruchtet.

a) Leben

Umkehren meint zunächst die grundsätzliche Entscheidung, mit Christus zu leben: "Barmherziger Gott, du schenkst uns Anteil am Leben deines Sohnes. Mache uns auf Erden Christus ähnlich, damit wir im Himmel zur vollen Gemeinschaft mit ihm gelangen."⁵²

Das bedeutet, Jesus als Herrn des Lebens anzunehmen und in ihm den Weg zu seinem Gott zu finden, um durch ihn zur Liebe befreit zu werden.

Wie kann so ein Leben intensiv gelebt werden? Das, was ich lebe, muss christlich sein. Das hört sich selbstverständlich an. Eine Klostersgemeinschaft lebt doch "christlich" oder nicht. Das Leben in seinen alltäglichen und außergewöhnlichen Zeiten erfahre ich zugleich als Heils-, aber auch als Unheilsgeschichte. Und meine Lebensgeschichte ist wieder mit anderen verflochten und damit auch zugleich wieder mit anderen Heils- und Unheilsgeschichte. Das Kriterium für Heil und Unheil ist dabei die Liebe: die Freiheit, nicht nur für mich zu leben, sondern mein Leben auf andere hin zu öffnen, wozu mich der Geist Jesu ermächtigt.

b) Erzählen

Mein Leben erfahre ich um so intensiver, je bewusster ich lebe, je mehr es mir bewusst wird. Dazu führt, dass ich mit anderen mein Leben zur Sprache bringe, das, was Gott an mir tut, das, was ich darauf betend erwidere. Deshalb ist das Beten so wichtig. Ebenso bedeutsam ist es, dass wir mit anderen suchenden Menschen zusammenkommen, mit ihnen das Wort Gottes hören und austauschen, was uns dabei bewegt (Bibelgespräche). Das gleiche gilt natürlich auch für mein Leben, insofern es Unheilsgeschichte ist. Es wäre überaus hilfreich, auch mit einem vertrauten Menschen die eigene Schuld besprechen zu können. Das kann bei einem Beichtvater sein, bei einer Person der Geistlichen Begleitung, bei einem guten Freund, Mitbruder oder einer Freundin, die einen kennt und versteht.

c) Feiern

Schließlich intensiviert meine christliche Grunderfahrung die Feier des Glaubens. Ohne diese Feste der Liturgie, der Sakramente, der Wallfahrten und Andachten wäre unser christliches Leben ärmer. Das Thema dieses Feierns kann nichts anderes sein als das, was mein und unser Leben immer schon ist, eine Geschichte Gottes mit uns, erfahrbar in Jesus, seinem Christus. Gerade in diesen Feiern erlebe ich, dass mein Wert nicht von Leistungen abhängt. Die Liturgie will unsere Zukunft erschließen. Nach einer Liturgiefeyer, in der ich mich offen beteiligt habe, weiß ich, dass mein grauer und halber Alltag nicht das letzte Wort über mein Leben ist, dass Gott auf meiner Seite steht, wenn ich in diesen Alltag zurückkehre, mehr noch, dass ich auf die Seite Gottes getreten bin bei seinen Mühen, Men-

⁵² Schlussoratorion am 20. So. im Jahreskreis /A/.

schen leben zu helfen. Wir wissen alle, dass ein solches intensives gelebtes Christsein nicht der Normalfall ist. Da gibt es Zeiten, in denen die eine Erfahrungsebene stärker ist als die andere. Es gibt liturgiearme Zeiten, dafür wieder mehr den bereicherten Austausch mit anderen. Es gibt Zeiten der Sprachlosigkeit und damit oft verbundene Zeiten der Unfähigkeit zu feiern, zugleich sind es aber Zeiten des tapferen Durchhaltens im Bemühen, für andere zu leben und sich einzusetzen. Dann gibt es Zeiten, in denen die Liturgie und das Wort lebendig sind, aber im Leben nur schwer Wurzeln schlagen.

Wir leben immer fragmentarisch. Aber Fragmente sind mehr als nichts. Wir sollten doch froh sein, wenn es wenigstens in irgendeiner Weise Anhaltspunkte gibt, dass die Christlichkeit aus meinem Leben nicht ganz entwichen ist. Gott wird den glimmenden Docht nicht löschen und das geknickte Rohr nicht abbrechen.

Gewiss, an mir liegt es, offen zu bleiben. Jemand hat mir in letzter Zeit geschrieben:

"Mein Bruder, bekümmere Dich nicht. Der Hl. Geist bewegt schon jetzt alle Möglichkeiten und Konsequenzen. Halte Dich zutiefst offen, damit Du zur rechten Zeit sein Säuseln vernimmst. Dann geh mit großem Mut, vertrau IHM, ER macht alles gut!"

Wir sind nicht immer offen. Aber wir müssen unser Leben unter das Gesetz des Wachstums stellen. Eine Form lebt von der anderen, je mehr ich diese Erlebnisweisen durchwandere und aktiviere, das Leben, das Erzählen und das Feiern.

Zum Wachstum gehört die Geduld. Oft brauchen wir am meisten Geduld mit uns selbst. Ich kenne Zeiten, in denen es mir die Rede verschlägt, wo die eigenen Worte nicht mehr stimmen. Aber dann ist es um so wichtiger, sich mit anderen zu treffen, in Kontakt zu bleiben und über den Glauben zu sprechen. Ich kenne Zeiten, in denen die Liturgie an mir vorbeirauscht, vorbeigezeigt wird. Aber dennoch ist es wichtig, gerade dann durchzuhalten.

Wie können wir Oasen finden, wenn wir uns in der Wüste niedersetzen? Das wäre ja geradezu tödlich. Es ist die Treue gefragt gerade in Wüstenzeiten. Gerade da sollten wir nicht aufhören zu beten, auch wenn wir am Ende eines Psalms beispielsweise nicht recht wissen, worum es gegangen ist. Doch dann stößt man wieder auf ein Wort, einen Text, der in mir etwas wachruft, was tot geblieben wäre, hätte ich nicht zuvor lange Zeit bloß "Stroh gedroschen".

Denken sie an das Wort aus Jeremia:

"Kamen Worte von Dir, so verschlang ich sie; Dein Wort war mir Glück und Herzensfreude, denn dein Name ist über mir ausgerufen, Herr, Gott der Heere" (Jer 15, 16).

Es sieht so aus, dass diese Ausdauer heute wichtiger ist als früher. Da war die Welt noch voll von heiligen Zeiten und Feste, Erzählungen und Bräuchen. Da wurde man von selbst auf die christlichen Erfahrungen gestoßen. Vieles war selbstverständlich. Die ganze Welt, die Gesellschaft war gleichsam so ein fruchtbarer Boden, so ein Ackerland, auf dem der christliche Glaube gedeihen konnte. Diese Zeiten sind heute vorbei. Heute müssen wir uns erst in solche "existentielle Induktionsfelder" hineinbegeben oder sie überhaupt erst aufbauen mit anderen. Auch im Kloster muss manches erst angestoßen und initiiert werden.

Ich muss mich also in das Lebensfeld einer Gemeinde, einer Gemeinschaft, in eine dauerhafte Gruppe hinein begeben. Wir brauchen mehr als früher den guten, lebendig gefeierten Gottesdienst, in dem sich auch was rührt, der auch einen gewissen Unterhaltungswert haben darf!

Ich brauche auch so etwas wie fertige Strukturen, Institutionen von vorgeformten Gebeten, das Jesusgebet, das Stundengebet, feste Formen auch in meinem privaten Beten. Ich kann nicht jeden Tag was Neues ausprobieren, mich ständig neu für etwas entschließen. Es

braucht gute Bräuche, gerade im geistlichen Leben. Der Rosenkranz kann so eine Form sein, eine gute Litanei, ein ewig gleichbleibender Gebetsruf.

Nochmals, der einzige Maßstab für eine Beurteilung, ob ich auf dem richtigen Weg bin, ob ich in meinem christliche Glauben wachse, auch ob die Kirche auf einem guten Weg ist, ist daran zu sehen, ob meine Kraft zu lieben wächst. Wir sind dann vom Tod zum Leben übergegangen, wenn wir einander lieben (1 Joh 3,14).

Ob ich dabei bin, ein Christ zu werden, erkenne ich daran, ob ich nach dem Beispiel und aus dem Geist Jesu mein Leben, meine Kraft zu lieben, meine Autorität und meine Freiheit, meinen Besitz, meine Talente und Fähigkeiten so für andere ins Spiel bringe, dass nicht nur ich selbst leben kann, sondern auch anderen Lebensmöglichkeiten erschlossen werden.

Jesus ging es nicht darum, wie ein guter Spruch lautet, die Menschen frommer zu machen, sondern die Frommen menschlicher. Paulus beschreibt das so:

"Es lebt ja niemand von uns für sich selbst, und niemand stirbt für sich selbst. Wenn wir leben, leben wir für den Herrn. Wenn wir sterben, sterben wir für den Herrn. Wir mögen leben oder sterben, wir gehören dem Herrn" (Rom 14,8).

Sobald ich aber diese Erfahrung mache, weiß ich auch, dass ich Gott und seinem Reich nicht mehr fern bin. Die Liebe zum Menschen wird für mich Hinweis darauf, dass meine Liebe zu Gott nicht Täuschung und Selbstgerechtigkeit ist, im Gegenteil, weil es nur Gott ist, der mich zur Liebe befreit, erkenne ich an der Liebe, dass mein Leben in der Hand Gottes geborgen ist.

7 Norbert, der Friedensstifter

Unsere Konstitutionen legen es uns nahe, ein Leben nach dem Evangelium zu führen, wie es uns der hl. Norbert vorgestellt hat. Dieses Leben

„besteht darin, „den heiligen Schriften zu folgen und Christus zum Führer zu haben“, folglich das Evangelium in Armut zu verkünden, die Räte der Entsagung von Annehmlichkeiten und der Demut zu befolgen, „täglich das Kreuz Christi zu tragen“ in Buße und das Maß der Leiden Christi im Fleisch zu erfüllen für seinen Leib, die Kirche (vgl. 1 Kor 1,24), um so mit dem auferstandenen Christus leben zu können.“

„Der hl. Norbert, der Erneuerer des Chorherrenordens, hat uns das Leben nach der Weisung und Art der Apostel als Lebensnorm übergeben. Er hat es in Nachahmung der Jünger Christi selbst geführt in hochherzigem Glauben, wahrer Buße, freiwilliger Armut, flammender Bußpredigt, wachsamer Sorge für die Armen, und ist so schließlich allen alles geworden. Der Geist Norberts muss auch unser Denken, unsere Haltung, unser Tun und Leben als Einzelne und als Kommunität immer mehr formen.“⁵³

Norbert kommt uns ja in verschiedenen Rollen und Lebensausprägungen entgegen, als Kanoniker und Hofkaplan, als Wanderprediger und Kirchenreformer, als Verteidiger der Eucharistie und als Prophet, als Ordensgründer und Erzbischof, für eine kurze Zeit als büßender Eremit auf dem Fürstenberg oder dann wieder als stellvertretender Reichskanzler für Italien⁵⁴.

Viele tun sich schwer mit den vielen Ansätzen und Neuaufbrüchen in seinem Leben. Sicher war sein Leben auch zu kurz, um all die Lebensideale und Reformziele zu verwirklichen. Durchgehend in seinem Leben war sicher seine Radikalität, mit der er jeweils ein Ziel und ein Vorhaben verfolgte. Er tat nie etwas halbherzig, immer mit vollem Einsatz. Er gab sich immer ganz hin und verfolgte seinen Weg konsequent, auch wenn andere da nicht mehr mitgehen konnten. Durchgehend in seinem Leben war sicher das Bemühen um Ausgleich und Frieden. Und unsere amerikanischen Mitbrüder verehren den heiligen Norbert auch besonders als „minister of peace and concord“, als Diener des Friedens und der Eintracht. Die Viten berichten ausführlich über diese Friedensbemühungen und Missionen.

In der Vita A wird berichtet, wie Norbert nach Fosses kam.

„Da sie begriffen, dass er ein **Diener des Friedens und der Eintracht** war, baten sie ihn inständig, er möge doch für eine kurze Zeit bei ihnen verweilen. Denn in ihrer Gegend, so erzählten sie, herrsche tödlicher Hass und Fehde, die schon 60 Menschenleben gefordert habe und die allen Friedensbemühungen geistlicher Personen und weltlicher Großer zum Trotz bisher hatte nicht beendet werden können. Während sie aber diese Bitte aussprachen, kam durch Gottes Fügung einer hinzu, dessen Bruder im Zusammenhang mit dieser Fehde in der nämlichen Woche getötet worden war. Als die umstehenden Leute ihn erblickten, sagten sie: Der da ist einer von denen, über die wir gerade sprechen!“ Da rief ihn der Gottesmann zu sich, umarmte ihn und sprach: „Mein Freund, ich, ein Fremdling und schon im Begriffe wieder weiterzuziehen, bitte dich um diese Gabe, dass du den Mördern deines Bruders verzeihst; du wirst von Gott deinen Lohn empfangen.“ Da brach jener sogleich in Tränen aus und schenkte durch Gottes Gnade Verzeihung.“⁵⁵

⁵³ Konstitutionen des Prämonstratenserordens, promulgiert 1995, Nr. 26, 29.

⁵⁴ Erzbischof Norbert wurde von Kaiser Lothar II 1133 bei seinem Rombesuch in Vertretung des Kölner Erzbischofs zum Kanzler von Italien berufen aufgrund seiner Erfahrungen in Kanzleigeschäften.

⁵⁵ Vita A, Kap. 7.

Der Streit konnte in dem Dorf Moustier beigelegt und der Friede mit einem heiligen Eid bekräftigt werden, nachdem Norbert viele Stunden gebetet hatte, nachdem er dann zuerst in tiefer Andacht die hl. Messe von der heiligen Jungfrau Maria, dann die Totenmesse für diejenigen, deren Tod Anlass zu dieser Feindseligkeit war, gelesen hatte. In der Ansprache soll Norbert dann gepredigt haben:

„Brüder, als unser Herr Jesus Christus seine Jünger aussandte, zu predigen, gebot er ihnen unter anderem: jedes mal wenn sie ein Haus beträten, sollten sie zuerst sagen: Der Friede sei mit diesem Haus! Und wenn dort ein Kind des Friedens wohne, so solle über ihm Frieden ruhen (Mt 10,12) Wir aber, die wir nicht aus eigenem Verdienst, sondern allein durch Gottes überströmende Gnade Nachfolger der Jünger geworden sind, künden euch den gleichen Frieden; möge ihn niemand ungläubigen Sinns gering schätzen, denn er lässt zum ewigen Frieden gelangen. Es ist euch gewiss nicht unbekannt, wozu wir hier versammelt sind; nicht von mir, nicht durch mich, der ich ein Pilger bin, ein Fremder im Vorüberziehen, durch Gottes Willen und Macht muss dieses Werk vollbracht werden; an euch aber ist es, dem Willen Gottes in Demut voll und ganz beizustimmen“.⁵⁶

Ein weiterer Streit warte in der Ortschaft namens Gemblours bei Namur auf ihn.

„Man nahm ihn mit größter Ehrerbietung auf, da man hörte, dass er ein Kündler des Gotteswortes und Bringer ersehnten Friedens war. Denn auch in dieser Gegend lagen zwei Fürsten im Kampf miteinander und hatten durch Rauben und Brennen fast alles in eine Wüste verwandelt.“

Der Streit wurde durch den von Norbert vorausgesagten Tod eines der Streithähne aus der Welt geschafft.

Im nächsten Dorf Couroy strömte bei seinem Durchzug sofort das Volk zusammen.

„Und als er nach der Feier der Messe wie gewohnt über den Frieden und die Eintracht sprach, begann er, einige Verfeindete demütig zu mahnen, von ihrem alten Hass und Streit abzulassen.“⁵⁷

Hier bockte das Pferd eines der streitenden Parteien dergestalt, dass der Betreffende, der sich absetzen wollte, reumütig zu Norbert umkehrte und bereitwillig die Friedensbedingungen annahm.

„Etwas später zog Norbert aus, um einige Zwieträchtige zur Eintracht zurückzubringen.“⁵⁸
Zusammenfassend schreibt der Selige Hugo Fosses:

„Durch seine Predigten die Zwieträchtigen versöhnend und alteingewurzelte Feindschaften und Fehden in Frieden verwandelnd, durchzog Norbert die Burgen, Dörfer und Städte.“⁵⁹

Diese Beispiele sollen genügen, um die Grundsorge Norberts herauszuhören. Zu seiner Berufung und Sendung gehörte der Auftrag zum Friedenstiften. Die Botschaft, die er zu bringen hatte, sollte den Menschen Frieden bringen in diesem dreifachen Sinn: Frieden mit Gott, Frieden mit dem Nächsten⁶⁰, Frieden mit sich selbst. Fangen wir mit dem letzten an:

⁵⁶ Vita A, Kap. 7, Kallfelz S. 467.

⁵⁷ Vita A, Kap. 8.

⁵⁸ Vita A, Kap. 10.

⁵⁹ Vita B, Migne 1265.

⁶⁰ Elm, S. 78 „An diesen Orten (Fosses, Gembloux, Moustier und Corroy-le-Chateau) hat Norbert jeweils Frieden zwischen verfeindeten Parteien gestiftet.“

I Frieden mit sich selbst

Elmar Gruber fasst sein Nachdenken über den Frieden mit sich selbst unter dem Stichwort „Einssein mit mir selbst“ zusammen. Jeder Mensch erlebt in sich Spannungen, die sich bis zur Unerträglichkeit steigern können. „Ich kann mich selbst nicht leiden“, „ich bin ganz auseinander“, „ich bin heute schlecht beisammen“. Aus solchen Redensweisen spricht die Erfahrung, dass der Mensch seine Identität und sein Wohl-Befinden nicht einfach vorfindet. Er muss seine Identität, sein Selbst immer wieder neu entdecken und erleben in den Augenblicken der Harmonie in sich selbst und mit sich selbst. Es sind die Augenblicke, in denen ich mich selbst als Geschenk, als Gnade erleben, Augenblicke, in denen ich bedingungslos und uneingeschränkt ja zu mir sagen kann. Dieses Erlebnis der Selbst-Bejahung hat nichts mit Egoismus zu tun, mit einer egoistischen Art der Selbstbehauptung, bei dem einer das Selbst-Sein selber erzeugen möchte. Das wahre Selbsterlebnis ist ein Geschenk des Lebens, das Wirken der einigenden Kraft des Gottesgeistes. Mein Beitrag zu meiner Identität liegt in der Art und Weise, wie ich mit ihr umgehe: ob ich es selber per Leistung schaffen will, selber machen will, oder ob ich es letztlich als Geschenk, als Gnade sehe, die ich immer wieder erbitten und „ertrauen“ muss.

Dahinter steht die Frage und das Problem: Wie kann ich mich so nehmen, wie ich bin, mit meinen positiven und negativen Eigenschaften, mit meinem Gutsein und mit meiner Schuld, im Ja-sagen zu dem, was ich selbst als Nichtsein-Sollendes an mir erkenne und erfahre. Aus eigener Kraft kann ich mich nicht ertragen in meiner Schuld, ich kann mir aus eigener Kraft nicht verzeihen! Ich muss von anderswoher die Kraft, die verzeihende Liebe bekommen und beziehen, die ich für mich selber brauche, damit ich mich mögen kann. Wenn ich das Vertrauen auf den allerbarmenden Gott ablehne, bleibt mir nur der Weg in die Verzweiflung, in die Depression, nur die Flucht in den Selbstbetrug. Weil wir aber auch im Vertrauen schwach und unvollkommen sind, leben wir alle von und mit unserem Selbstbetrug. Einmal werden wir sehen, wer wir wirklich sind. Es gibt nur eine berechtigte Reue, den Schmerz darüber, nicht schon viel früher mehr Vertrauen gehabt zu haben. Es gehört wirklich Mut dazu, sich ehrlich sich selber zuzuwenden, sich selber anzuschauen und zwar so, wie man wirklich vor Gott ist, und nicht, wie man selber dastehen möchte. Das hat nichts damit zu tun, dass man sich etwa weigere, an sich selbst zu arbeiten, sich selbst zu ändern. Das wirkliche Ja zu sich selbst ist immer ein Ja zu mir als einem selbständig sich ändernden und reifenden Wesen.

Ein Schlüsselbegriff für diesen Vorgang der Selbstfindung ist die **Bekehrung**. Bekehrung ist eigentlich kein moralischer Begriff, sondern ein psychologisch-existentieller. Wenn ich mich bekehre, wende ich mich zu mir selber zu, wage ich es, mich selber anzuschauen, mich selber zu suchen, zu entdecken, zu finden. Wir schrecken davor immer wieder zurück. Was würde ich nicht alles herausfinden, bei mir entdecken. Wir schwanken zwischen der Notwendigkeit und dem Bedürfnis zu dieser Selbstfindung und Annahme und gleichzeitig der Angst davor. Aus der Angst resultieren alle Verdrängungen und das mangelnde Selbstvertrauen. Die anmaßende Selbstsicherheit vieler Menschen ist oft in Wirklichkeit nur eine mehr oder minder gut getarnte Selbstunsicherheit. Der Bußruf „Bekehret euch“ ist ein Aufruf zum Wagnis der Selbstfindung. Über dem Orakel von Delphi stand der Satz „gnoti seauton“, „Erkenne dich selbst!“ Stell dich dir selbst gegenüber, schlau, wie du bist, erkenne dich selbst und lebe dir gemäß. Aus der Selbsterkenntnis kommt dann der Anstoß zur Umkehr, zur Änderung und Veränderung meines Lebens.

Für Gruber folgt aus dieser Selbstannahme und Selbstfindung auch eine tiefe Übereinstimmung mit sich selbst, eine innere Kongruenz, ein tiefer Friede, so ein In-sich-Ruhen. Wo bei dieser Friede mit sich selbst kein Stillstand bedeuten muss, auch nicht der Verzicht darauf, an sich zu arbeiten und sich weiter zu entwickeln. Aber es bedeutet die Unbelastetheit, eine Freiheit von Altlasten und Verwundungen, weil vieles aufgearbeitet und bewältigt wurde, weil manches im Laufe der Zeit geheilt wurde - Zeit heilt Wunden - , weil manches an mir angenommen und so 'aufgehoben' wurde. Wie geht das nun konkret?

Wo nehme ich mir noch Zeit, über mich und mein Leben nachzudenken?

Wo schaue ich mir noch selber ins Gesicht?

Wo kommt es zu einer Auseinandersetzung mit meinen Gedanken, Wünschen und Sehnsüchten?

Wo hat Reue und Schmerz über mein Leben Platz und Raum?

Wo kann ich meine Sünden beweinen, meine Unvollkommenheiten beklagen?

Wie stehe ich zu meiner Lebensentwicklung?

Wie stehe ich zu den verlorenen Chancen und Gelegenheiten meines Lebens?

Wir denke ich über wichtige Passagen meines Lebens?

Was möchte ich am liebsten aus meinem Leben streichen?

Womit kann ich inzwischen ganz gut leben?

Wo gab es ganz dichte Momente in meinem Leben, Zeiten geglückten Lebens?

Was waren die schönsten Augenblicke meines Lebens?

Wo wollte ich mit meinem Leben Schluss machen?

Wo bin ich über mich selbst enttäuscht, entsetzt gewesen, ja erschrocken?

Befinde ich mich überhaupt auf einem Umkehrkurs?

Will ich etwas ändern an mir?

Was hilft mir, mich selbst anzunehmen, zu lieben?

Wann bin ich mit mir zufrieden?

II Frieden mit dem Nächsten

P. Antony de Mello schlägt in seinem Buch „Die Fesseln lösen“ vor, mit einer Übung zu beginnen. Er spricht von der Liebe und möchte sie dem Leser nahe bringen. Er fordert dazu auf, in die Schule der Liebe zu gehen. Es sind freilich keine ganz einfachen Übungen. „Denken sie an jemand, den sie innig lieben. Stellen sie sich vor, er sitzt vor ihnen, sie sprechen liebevoll mit ihm. Sagen sie ihm, was er für sie und für ihr Leben bedeutet, in das er eingetreten ist. Währenddessen machen sie sich bewusst, was sie fühlen. Wenn sie sich richtig in Feuer geredet haben, kommt die nächste Übung.

Denken sie an jemand, den sie nicht mögen. Sie stehen vor ihm, schauen ihn an und versuchen, irgendetwas Gutes an ihm zu entdecken. Bemühen sie sich, das Gute zu sehen. Sollte es ihnen schwer fallen, dann stellen sie sich vor, Jesus steht neben ihnen und blickt diesen Menschen an. Er wird ihr Lehrer in der Kunst des Schauens werden, in der Kunst des Liebens. Was ist da zusehen? Welches Gute, welches Schöne ist in diesem Menschen zu entdecken? Wenn Jesus wieder auf die Welt käme, was glauben sie wohl, wäre das erste, was ihm an den Menschen auffiele? Das viele Gute, das Vertrauen, die Aufrichtigkeit der Liebe. Es gibt unter den Menschen unermesslich viel Gutes. Er würde es sofort bemerken, denn ein guter Mensch sieht überall das Gute. Ein schlechter Mensch sieht das Schlechte, denn man sieht sich selbst in den anderen. Ein Spiegelbild seiner selbst. Stellen sie sich Jesus vor, wie er sie (Dich) ansieht. Was sieht er?

Dann noch die dritte Übung für solche, die wirklich lieben wollen. Stellen sie sich Jesus vor, hier, genau vor ihnen. Er spricht zu Ihnen über all das Gute, Schöne und über die vie-

len guten Eigenschaften, die er in ihnen erkennen kann. Wenn sie so sind wie die meisten, werden ihnen jetzt aber auch alle möglichen Schwächen und Sünden einfallen und Jesus wird das akzeptieren. Denn Jesus ist nicht blauäugig. Wenn er das Böse sah, nannte er es auch beim Namen und verurteilte es. Doch niemals verurteilte er den Sünder, auch wenn er die Sünde verurteilte. Jesus schaute Menschen an, die Dirne, den Dieb, den verhärmten Steuereintreiber, den Pharisäer, seine eigenen Peiniger, den Schächer. Da steht Jesus vor Ihnen! Und sie bezichtigen sich ihrer vielen Sünden und er akzeptiert sie, gibt zu, dass sie all diese Schwächen haben. Doch er versteht, macht Zugeständnisse. Die Schwächen beeinträchtigen nicht das Gute und Schöne, das er in ihnen sieht.

Das ist nicht schwer zu verstehen. Wenn wir bloß an uns selbst denken, wenn wir an jemand denken, den wir lieben. Ich habe Schwächen, der, den ich liebe, hat Schwächen. Doch diese Schwächen trüben nicht die Liebe, die wir für den anderen empfinden, noch hindern sie uns, das Gute am anderen zu sehen. So müssen wir uns Jesus vorstellen.

Als Jesus zum ersten Mal Simon begegnete, sah er in diesem Menschen etwas, von dessen Vorhandensein niemand etwas geahnt hatte. Und er nannte ihn Simon Petrus, den Felsen. Dadurch änderte sich Petrus. Stellen wir uns einfach vor, Jesus würde vor uns stehen. Welchen Namen würde er mir, würde er dir geben?⁶¹

Es lohnt sich, dem Blick Jesus einmal in der Betrachtung nachzugehen. Für mich immer wieder beeindruckend ist die Begegnung Jesu mit dem reichen Jüngling. Es heißt in der Übersetzung der Guten Nachricht:

„Jesus sah in voller Liebe an und sagte: Eins fehlt dir noch: Verkauf alles, was du hast, und gib das Geld den Armen, so wirst du bei Gott einen unverlierbaren Reichtum haben. Und dann komm mit mir“ (Mk 10,21-22).

Dieser Text führt uns schon in die Berufungsthematik der Nachfolge. Mir aber ist der Blick Jesu wichtig, der den anderen voll wahrnimmt, schon alle Möglichkeiten in ihm sieht und seine künftigen Entwicklungen vor Augen hat.

Diesem Blick kann man nicht ausweichen. Er geht durch einen hindurch. Es geht ums Letzte. Aber es ist nicht Verführung, sondern Wahrheit, nicht Flirt, sondern Anruf. Vor allem es ist Liebe, die frei macht und „ins Weite führt“. Der reiche Jüngling hat den Ernst und die Größe des Anrufs sehr wohl gespürt. Sonst wäre er nicht so enttäuscht und traurig weggegangen. Er hat in diesem Blick die Radikalität und die ganze Tragweite herausgehört, aber er konnte nicht abspringen und loskommen von dem, was er alles besaß. „Denn er war sehr reich.“ Er muss erschrocken sein vor dem, was Liebe will und fordert und zu welcher Größe sie herausfordern kann. Die Liebe kennt keine Grenzen.

Bleiben wir noch einen Augenblick beim anderen. Wie sollen wir mit seinen Schwächen und Fehlern umgehen, mit all dem, was mir auf die Nerven geht, was mich einengt und unter Umständen krank macht. Diese ewigen Verletzungen und Sticheleien, diese ewigen Kleinlichkeiten und Boshaftigkeiten, denen man gerade in einer engen Gemeinschaft ausgesetzt ist, wo jeder den anderen total kennt und an ihm nicht vorbei kann.

Was tun, wenn der Blick der Liebe in Hass und Wut umschlägt, ohnmächtig, weil man nichts ändern kann.

Vielleicht muss man sich in einer ruhigen Phase, nicht im Affekt, einmal fragen, was mich da so auf die Palme bringt, warum ich da so und so reagiere, was mich da immer wieder aus meinem Konzept, aus meiner Ruhe bringt. Oft sind es die dunklen Stellen bei mir, die mir am anderen auffallen und ärgern. Manchmal sind es Verletzungen aus meiner Kind-

⁶¹ Anthony de Mello, Die Fesseln lösen. Einübung in erfülltes Leben. Freiburg 1994. S. 66s.

heit, die mir jetzt unbewusst wieder bei einer anderen Person gespiegelt werden und in mir wieder die alten Kämpfe und Auseinandersetzungen evozieren, mich wieder in alte Rollenmuster hinein-drängen, von denen ich glaubte, ich hätte sie längst überwunden. Bisweilen merke ich, dass da gar nicht ich in einer bestimmten Situation reagiere, sondern der Vater, die Mutter in mir, irgend so ein Über-Ich, von dem ich nicht loskomme, irgend so ein unbewältigtes Es, das aus mir hervorbricht. Freilich, auch das gehört zu mir. Manchmal sind wir entsetzt über das, was wir denken, träumen, in was wir uns alles hineinsteigern oder hineintreiben lassen. Da werden wir fast überschwemmt von schlechten, boshaften oder geilen Gedanken. Da bricht der nackte Geiz durch, ein Unbefriedigtsein, das alle Schuld anderen zuschiebt.

Vieles in uns ist uns selbst schleierhaft und unbekannt. Es gibt einen Teil in uns, der uns selber nicht bewusst zugänglich ist, wohl aber teilweise anderen Menschen. Andere sehen manchmal viel klarer, was sich bei mir abspielt als ich selbst. Aber andere sehen dann auch nicht wieder alles an mir. So sind wir einander fremd und doch wieder nicht so fremd, weil wir unbewusst vieles verraten, was der andere, der es wahrnimmt, sehr wohl deuten und beurteilen kann. Ist es nicht so, dass wir uns über den anderen wundern, warum er so und so reagiert, reagieren muss, obwohl wir sofort „durchblicken“, wissen, was los ist.

Es gibt nur die Möglichkeit, miteinander manches anzusprechen, dem anderen seine Gefühle zu offenbaren, seine Denkweise, seine Empfindlichkeiten. Oft reden wir ja so über andere, allerdings eben nicht direkt mit dem Betroffenen. Ihm würde das am meisten helfen. Was bei ihm über Dritte dann ankommt, ist oft entstellt und verletzend. Dann fühlt er sich ausgerichtet und nicht geholfen.

Und auf der anderen Seite kann der andere gar nicht wissen, was mich stört, was mich an ihm aufregt, was mir ganze Nächte zu schaffen macht. Wir haben dann schon lange in inneren Dialogen und Monologen mit dem anderen abgerechnet und der weiß gar nichts von seinem „Glück“. Der andere kann nicht wissen, was ich denke und fühle, wenn ich es ihm nicht sage. Nicht einmal Verliebte wissen das von einander und die haben doch nun wirklich einen Draht zueinander. Auch in einer Gemeinschaft bleibt vieles unausgesprochen, nur vermutet, nur unterstellt, nur angenommen. Was im anderen vor sich geht, kann man nicht erraten. Hier sind unsere Erwartungen an Gemeinschaft zu hoch und unreal. Der andere kann nur auf mich reagieren, wenn er von mir eingeweiht wird, wenn etwas ausgesprochen wird. Manchem sieht man es freilich schon an, dass er da etwas ausbrütet. Aber ehrlich, wie oft merken wir es nicht, wo es den anderen umtreibt. Da gibt es Menschen neben uns, die sind todunglücklich und wir merken es nicht, die sind total eingeschnappt und wir spannen nichts davon. Da gibt es Menschen, die brechen zusammen, drehen durch, ja bringen sich um, und keiner merkt etwas von dieser Tragödie.

Passt dazu nicht der Satz: „Sie waren ein Herz und eine Seele in Gott“. Augustinus legt die Latte sehr hoch und nimmt nichts von seinem Anspruch zurück. Er sieht es als Aufgabe der Liebe, Fehlentwicklungen nicht zu tolerieren, Mängel und Defizite anzuprangern zum Wohl des Betroffenen. Bekannt ist sein Vergleich vom Arzt, der eine Wunde ausbrennen muss, der weh tun muss, um das Ganze zu retten. Gemeinschaft in Liebe heißt nicht, alles laufen zu lassen, zu allem zu schweigen, nur nicht sich den Mund verbrennen, die Wahrheit unter den Teppich kehren. Kritik muss erlaubt sein, Kritik aber in Liebe, in Ehrfurcht und Achtung, nicht im Niedermachen und über den anderen triumphieren wollen. Dies ist das schwerste, was wir lernen müssen im Umgang miteinander. Wir sehen uns immer als das „liebe Kind“, das Angst hat, Liebe, Harmonie und Friede zu zerstören, wenn man mal etwas anspricht oder etwas vorzubringen hat. Aus Angst vor Verdruss ist vieles Unrecht geduldet und akzeptiert worden. Der jüngste Streit um das Buch von Daniel Goldhagen

„Hitlers willige Vollstrecker“ ist ein beredtes Zeugnis für diese Verhängnisvolle Mischung aus Feigheit, Desinteresse und gehätschelten Ressentiments.

III Friede mit Gott

Das ist sicher das schwerste, das wir in Worte fassen können, obwohl es auch am meisten von uns gewünscht und ersehnt wird. „Ich möchte mit meinem Gott ins Reine kommen“, „Ich muss mit dem da Oben Frieden haben“, so ähnlich drücken das die Leute aus. Wie kann ich mit Gott in Frieden leben? Eines ist jedenfalls klar geworden. Der Friede mit Gott hängt auch von dem Verhalten zu mir selbst und zu meiner Umgebung ab wie auch umgekehrt mein Verhalten zu mir selbst und zu den Mitmenschen von der innerlich erfahrenen Übereinstimmung und dem Konsens mit Gott abhängig ist. Gott ist niemals etwas, was draußen bleibt, was objektiv gilt, was von außen läuft. Gott ist immer mitten drin. Dazu eine Geschichte, auch von De Mello:

„Eines Tages war Gott der Menschen überdrüssig. Ständig plagten sie ihn, wollten alles mögliche von ihm. Also sprach Gott. „Ich werde weggehen und mich eine Weile verstecken.“ Er versammelte alle seine Ratgeber um sich und fragte: „Wo soll ich mich verstecken?“ „Versteck dich auf dem höchsten Berggipfel der Welt“, rief einer. „Nein, verbirg dich lieber auf dem Meeresgrund“, ein anderer. „Versteck dich auf der dunklen Seite des Mondes, das ist das sicherste Versteck. Wer soll dich da schon finden?“ Schließlich wandte sich Gott an seinen klügsten und intelligentesten Engel: „Was rätst du mir, wo soll ich mich verstecken?“ Und der Engel erwiderte lächelnd: „Versteck dich im menschlichen Herzen! Das ist der einzige Ort, auf den sie niemals kommen!“

Diese Geschichte spricht das einfachste und wertvollste aus: Die Übereinstimmung mit mir selbst ist nicht ohne die Mitte in mir zu denken, in der Gott wohnt und sich versteckt hält. Das gehört leider zu der so wenig angenommenen und geglaubten Botschaft Jesu:

„Judas fragte ihn: Herr, warum willst du dich nur uns offenbaren und nicht der Welt? Jesus erwiderte ihm: Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen“ (Joh 14,22-23).

Jesus verspricht uns, bei uns zu sein bis zum Ende der Welt: *„Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“* Gott ist im Menschen anwesend, ist im tiefsten Grund seines Herzens zugegen. Er hält uns ins Dasein und ist uns innerlicher als unsere Halsschlagader. Mit dieser Verfassung dürfen wir eigentlich nie aus der Fassung geraten. Wenn einer immer schon auf unserer Seite steht, sind wir nie ganz verlassen. Wenn einer uns zutiefst zu Innerst ist, sind wir nie allein. Nur wie lebendig und bewusst ist uns diese Botschaft des Herrn?

Fast ungläubig liest man Berichte, in denen Menschen erzählen, wie sie Gott begegnet sind. Dabei sprechen sie vom Realsten, was es gibt. „Gott lebt, und ich bin ihm begegnet“, so heißt das Buch von André Frossard. Er betrat an einem Julinachmittag des Jahres 1935 eine kleine Kirche in Paris, weil er sich mit jemand verabredet hatte, die auf sich warten ließ:

„Wie soll ich's schildern, mit diesen abgedankten Worten, die mir den Dienst versagen und mir die Gedanken abzuschneiden drohen, um sie in das Magazin der Einbildungen zu verweisen? Der Maler, dem es gegeben wäre, unbekannte Farben zu schauen, womit sollte er sie malen? Es ist ein unzerstörbarer Kristall von einer unendlichen Durchsichtigkeit, einer beinahe unerträglichen Helle (ein Grad mehr würde mich vernichten), einem eher blauen Licht, eine Welt, eine andere Welt, von einem Glanz und von einer Dichte, dass unsere Welt vor ihr zurücksinkt. Es ist die Wirklichkeit, es ist die Wahrheit, ich sehe sie vom

dunklen Strand aus, wo ich noch festgehalten bin. Es ist eine Ordnung im Universum, und an ihrer Spitze, jenseits dieses funkelnden Nebelschleiers, es ist die Evidenz Gottes, die Evidenz, die Gegenwart ist, die Evidenz, die Person ist, die Person dessen, den ich vor einer Sekunde noch geleugnet habe, den die Christen „unseren Vater“ nennen und dessen milde Güte ich an mir erfahren, eine Milde, die keiner anderen gleicht, die nicht die manchmal mit diesem Namen bezeichnete passive Eigenschaft ist, sondern reine aktive, durchdringende, eine Milde, die alle Gewalt übertrifft, die fähig ist, den härtesten Stein zu zerbrechen, und was härter ist als der Stein – das menschliche Herz.“

Wir können nicht nachvollziehen, was sich in diesem Menschen ereignet hat. Wir können nicht warten, bis uns ähnliches widerfährt. Wir können nur ahnen, was sich verändert hat. Da weiß ein Menschen mit einem Mal: Gott ist keine Erfindung, keine Einbildung, kein frommer Trost, oder einer, dem ich egal bin. Da weiß einer mit einem Mal: Gott ist Person. Gott ist Liebe. Und ich bin einer, den er kennt, einer, den er liebt, einer, nach dem Gott Sehnsucht hat, einer, mit dem Gott Pläne hat, einer, in dem er Wohnung nehmen will; ich bin einer, dem er den Frieden anbieten will. Mein Leben hat ein Ziel. Und der mich erwartet, ist die Liebe. Das muss etwas ungeheuer Befreiendes sein, eine Gewissheit, dieser Glauben, dieses Vertrauen, so dass Blaise Pascal nur noch stammeln konnte – es war auf einem Papierfetzen in seinem Rock eingenäht – „Gewissheit, Gewissheit, Freude, Unendlichkeit, Freude, Tränen der Freude, o du mein Herr und mein Gott.“⁶²

Friede mit Gott erwächst aus dem Leben mit Gott. Die Stimmigkeit meines Lebens angesichts dieses Gottes macht den Frieden aus. „Frieden ist allweil in Gott“, das war die Erfahrung eines Nikolaus von der Flüe. Er ist der Friede, der zu uns kommt und der unser Leben in seinen Bann schlagen möchte. Auch hier können wir uns fragen:

Wo liegen meine Gotteserfahrungen?

Welche Gefühle tauchen bei mir auf, wenn ich an Gott denke, wenn ich zu ihm hinspüre?

Merke ich, wie diese Gefühle nicht immer gleich sind, gleich waren?

Was ist meine früheste Erinnerung an diesen Gott, an den „Umgang“ mit ihm?

Wer hat mir am eindringlichsten von Gott erzählt?

Was war mein tiefstes Erschrecken angesichts dieser göttlichen Wirklichkeit?

Wie spreche ich mit Gott?

Was bringt mich weg von Gott, in Unfrieden mit ihm?

Wo bin ich Gott begegnet?

Welchen Namen gebe ich Gott?

Wo komme ich so sehr ins Staunen, dass mit Gottes Größe aufgeht?

Wo erlebe ich Gott in meinem Alltag?

Wo fühle ich mich von Gott getragen und „verlockt“?

Warum laufe ich vor Gott immer davon?

Was hindert mich, Gott und Liebe zusammen zu denken?

Glaube ich an Gott in meinem Nächsten, glaube ich an Gott in mir, in der Natur, in den Weltläufen um mich herum?

Wie spreche mit anderen von Gott?

Ist Gott in mir und mit mir?

Diese Fragen können wir sicher noch weiterführen. Mit Gott sind wir nie am Ende und nie fertig. Den können wir nicht abhacken und abheften wie einen Aktenordner.

⁶² Karl-Heinz Menke, Brücken zu Christus. Innsbruck 1986, S. 56s.

Die Geschichte im Ersten und Zweiten Testament, im AT und NT, bringen uns komprimiert und über Jahrtausende überlieferte Geschichten und Erfahrungen von Menschen mit diesem Gott. Ich stehe somit in einer langen Reihe und Tradition von Gottesbegegnungen und Gottesberührungen. Diese berühmte Geschichte soll als Abschluss dieser Besinnung stehen:

„In derselben Nacht stand er auf, nahm seine beide Frauen, seine beiden Mägde so wie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok. Er nahm sie und ließ sie den Fluss überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, was ihm sonst noch gehörte. Als er nur noch allein zurückgeblieben war, rang er mit einem Mann, bis die Morgenröte aufstieg. Als der Mann sah, dass er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. Der Mann sagte: Lass mich los, denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest. Jener fragte: Wie heißt du? Jakob antwortete. Da sprach der Mann: Nicht Jakob wird man dich nennen, sondern Israel (Gottesstreiter); denn mit Gott und Mensch hast du gestritten und hast gewonnen. Nun fragte Jakob: Nenne mir doch dienen Namen! Jener entgegnete: Was fragst du mich nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort. Jakob gab dem Ort den Namen Penuel (Gottesgesicht) und sagte: Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin doch mit dem Leben davon gekommen. Die Sonne schien bereits auf ihn, als er durch Penuel zog; er hinkte an seiner Hüfte“ (Gen 32,23-32).

Man hat in dieser Geschichte vieles verarbeitet gesehen, die Umbenennung des Namens Jakob in Israel, die ätiologische Herkunftserzählung des Namens Penuel, die merkwürdige Geschichte mit der Hüfte bzw. mit dem Verbot bei den Juden, den Muskelstrang über dem Hüftgelenk eines Tieres zu essen.

War es ein Dämon, mit dem Jakob gekämpft hat, war es ein echter Kampf oder ein inneres Ringen, eine konkrete Auseinandersetzung oder eine Herzensangelegenheit, wo ein Mensch in starken Konflikt gerät das das einfach mit sich ausfechten muss?

Wer in den Bannkreis Gottes gerät, gerät in die Krise, in die Auseinandersetzung; das wird keine gemütliche Begegnung, sondern ein Ringen und Streiten, bei dem man nicht ungeschoren davon kommt. Es gibt Blessuren, aber es gibt auch Segen. Es geht um den eigenen Namen und den Namen des anderen, um die eigene Mächtigkeit und Standhaftigkeit, aber auch um Grenzen und Erschöpfung, es geht um das Ringen der Nacht und um die Verheißung des neuen Tages, um die dunklen Schatten im Menschen und um die lichtvollen Strahlen am Morgen eines neuen Tages. Ein Kampf auf Leben und Tod, wo keiner sich etwas schenkt, wo keiner nachgibt. Und doch ist es kein tragisches Kämpfen wie bei Gladiatoren, wo einer auf der Strecke bleiben muss, wo einer nur leben kann, wenn der andere vernichtet ist. Die Auseinandersetzung mit diesem Gott ist jedoch so gestaltet, dass sie ins Licht, in die Zukunft hineinführt, in ein gesegnetes, erfülltes Leben. Die Standfestigkeit ist erschüttert, hinkend geht der Held, aber nicht geschlagen, blessiert, aber nicht gebrochen, verwundet, aber doch gesegnet.

Die Schrift deutet diesen Kampf selber als „Gottesstreit“, so der neue Name für Israel in Zukunft, der Name für das auserwählte Volk Gottes, und das Ereignis insgesamt als eine Begegnung, ein Zu-Gesicht-Bekommen, als ein Gottes ansichtig werden (Penuel = Gottesgesicht). Im Nachhinein reimen sich diese Deutungen zusammen. In der Auseinandersetzung mit diesem Gegenüber ist es alles andere als klar.

Für mich liegt in dieser Gottesbegegnung die tröstliche Aussage, dass die Begegnung mit Gott nicht zerstört, nicht zermalmt, nicht fertig macht. Die Berührung mit Gott schafft Segen, Segen auch für den ganzen Clan; Segen schafft neue Perspektiven. Es schließt sich nämlich eine wunderschöne Versöhnungsszene zwischen Jakob und Esau an (vgl. Gen 33).

Wir sind mit Gott nie fertig. Unsere Nacht dauert noch an. Wir spüren momentan vielleicht mehr Schmerz und Leid in diesem Ringen, mehr Ermüden und Resignieren wollen. Aber im Festhalten und Dranbleiben, in diesem Sich-in-Gott-Festmachen, Festkrallen liegt die Verheißung eines neuen Tages, eines Sonnenaufganges, ein beglückender Segen.

8 Norbert - ein marianischer Heiliger

I Maria im Orden

Wenn man nach Magdeburg kommt, steht neben dem Besuch im Dom, jetzt der evangelische Dom aus der Zeit der Gotik, also erst nach Norberts Wirken gebaut, der Besuch „Unser Lieben Frauen“ auf dem Programm. Es ist noch eine Gründung aus der Zeit des hl. Norbert, von ihm persönlich mit Ordensleuten seines Ordens besetzt, nachdem er selbst 1126 Erzbischof von Magdeburg geworden war. Diese Besetzung „Unser Lieben Frauen“ fand 1129 durch Norbert statt. Die Gründung des Kollegiatsstiftes Beatae Virginis erfolgte 1017/18 durch Erzbischof Gero. Der Bau der Liebfrauenkirche erstreckte sich unter Erzbischof Werner von 1063 bis ins Jahr 1079. Nach 1220 wurde die Flachdecke in der romani-schen Basilika durch ein frühgotisches Gewölbe ersetzt. Der hl. Norbert wurde nach seinem Tod 1134 und nach einigem Streit zwischen Domkapitel und dem Konvent „Unser Lieben Frauen“ auf Geheiß des Kaisers Lothar in der dreischiffigen Hallenkrypta unter dem Hochchor bestattet.

Das Kloster „Unser Lieben Frauen“ ist zu einem stehenden Begriff geworden. Darin drückt sich sicher eine besondere Liebe und Hinwendung zu Maria aus, wenngleich der Ursprung dieses Stiftes älter ist als die Prämonstratenser-Bewegung.

Alle alten Orden zeichnen sich durch eine besondere Verehrung Mariens aus. Darin sind die Prämonstratenser keine Ausnahme. Das hat unser Mitbruder Bernhard Ardura in seinem Artikel über die Prämonstratenser im großen Marienlexikon herausgearbeitet.⁶³ In unserer Tradition wurde etwa seit 1475 allgemein behauptet, es sei die Jungfrau Maria gewesen, die Norbert den Ort der ersten Gründung angewiesen und ihm die weiße Tracht des neuen Ordens gezeigt habe.

Auch wenn von Norbert keine Schriften hinterlassen sind, so hat er doch Fakten gesetzt. Von Anfang drückte er seine marianische Haltung durch die Messfeier „De Beata“ aus, die dann im Orden immer, am Samstag vor allem, gelesen wurde. Er baute die Kirche von Prémontré, weihte sie Maria und bestimmte, dass dies auch bei weiteren Kirchen seines Ordens so gehalten werden sollte. Er nahm oft Zuflucht zu Maria, so z.B. beim Exorzismus eines Besessenen in Vivier, Diözese Soissons. Im Gästehaus von Prémontré wurden die großen Speisungen der Bedürftigen immer auf Marienfeste gelegt.

Diese Marien-tradition unseres Ordens ist uns in unseren eigenen Klosterkirchen in Windberg und Roggenburg ganz vertraut. Windberg trägt ja den offiziellen Namen „St. Marien zu Windberg“; Roggenburg und Windberg haben das Patrozinium von „Maria Himmelfahrt“, wie viele andere Prämonstratenser-Kirchen. Die Roter Schwestern bezeichneten ihr Kloster ebenfalls mit „St. Marien“. In Windberg ist die Gloriole des hl. Norbert so dargestellt, dass Maria dem zum Himmel aufgenommenen Norbert den Siegeskranz entgegenhält (Deckengemälde im nördlichen Seitenschiff). Aus dieser Tradition speist sich auch eine Marienfrömmigkeit über alle Jahrhunderte mit einem sogar „unverhältnismäßig starken Ausdruck“.

II Selig, wer das Wort Gottes hört

Neben der Ordenstradition möchte ich einen zweiten Zugang schaffen, diesmal mehr von der Bibel her. Dazu muss man freilich kurz ausholen.

⁶³ Bernard Ardura, „Prämonstratenser“ in: Marienlexikon Bd. 6, S. 289-292. St. Ottilien 1993

Bei meiner Israelreise im letzten Jahr (Januar 1995) kamen wir auch nach Nazareth. Ich sollte dort überraschenderweise für unsere Reisegruppen den Gottesdienst übernehmen. Ich war völlig unvorbereitet. Aber da kamen mir nochmals die Worte des jüdischen Reiseleiters zu Hilfe und

so hatte ich ein Thema zum predigen. Er machte uns nämlich darauf aufmerksam, dass an der Decke der Kirche überall das „M“ angebracht sei. „M“ stehe für Mirjam, der jüdische Namen von Maria. „M“, hebräisch „Mem“ ist im Jüdischen gleichzeitig auch das Zeichen für eine Zahl, für die Zahl 40. So fragte er mit einem verschmitzten Lächeln: Was bedeutet diese Zahl 40. 40 Jahre dauerte der Zug durch die Wüste. 40 Tage waren es bis zum Berg Horeb. Jesus fastete 40 Tage in der Wüste. 40 ist eine geläufige Zahl. Aber wir hatten es nicht erraten. Da sagte unser Reiseleiter. Eine Schwangerschaft wird nach Wochen gezahlt; sie dauert etwa 40 Wochen, dann kommt das neue Leben. 40 bedeutet darum „Neues Leben“. Welch eine herrliche Deutung für Maria. Mit der Geburt des Kindes Jesus durch Maria beginnt das neue Leben. Sie ist wie die Morgenröte, die den neuen Tag ankündigt. So sprechen die Kirchenväter von Maria. Mit der Geburt aus Maria beginnt eine neue Zeitrechnung, das „Neue Leben“.

Der jüdische Reiseleiter, selber Vater zweier Kinder, sprach vom Normalsten der Welt: nach etwa 40 Wochen wird das neue Leben geboren. Aber gleichzeitig sprach er das größte Kompliment aus für Maria: Nach ihrem großzügigen Ja zu Gottes Anruf, nach der Empfängnis durch den Heiligen Geist, nach 40 Wochen Schwangersein mit diesem göttlichen Leben, bringt sie das „Neue Leben“ zur Welt, Jesus, den Christus, der von sich sagen wird: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“.

An dieses herrliche Kompliment fühlte ich mich erinnert, wenn ich an das kurze Evangelium bei Lukas (Lk 11,27-28) denke, das mir immer mehr zu einem Schlüsseltext jeglicher Marienfrömmigkeit geworden ist. Eine Frau macht Jesus ein riesiges Kompliment, indem er Maria, seine Mutter selig preist. Es ist eine Seligpreisung Mariens durch diese Frau und mehr noch durch Jesus selbst: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, an denen du gesogen hast!“ Wir sprechen selber vielleicht nicht so direkt und so drastisch. Der Orientale nennt die Dinge beim Namen und tut das nicht ohne Poesiegefühl „pars pro toto“, es wird ein Teil angesprochen, aber das Ganze gemeint. Es wird der Leib und die Brust angesprochen, aber der ganze Mensch ist angesprochen und gepriesen. Die Frau preist Maria selig in ihrer Mutterrolle, in ihrer existenziellen Bedeutung für das Kind und für das Menschwerden insgesamt. Zum Menschwerden brauchen wir andere Menschen, ihnen verdanken wir unser Leben und unser Sich-entfalten-Können. Ohne Ausgetragen-werden kein zur Welt-Kommen, ohne Wickeln keine Entwickeln. Ohne Stillen keine Wachsen.

Gedenken wir heute einmal voller Dankbarkeit der Menschen, von denen wir abstammen in einer langen Geschlechterfolge. Wie viele Menschen mussten zusammenfinden, dass ich heute in dieser Einmaligkeit existieren und leben darf. Selig alle die Frauen und Männer, von denen ich herkomme. Gedenken wir heute einmal voller Dankbarkeit all der Menschen, die uns aufgezogen und großgezogen haben, die so vieles uns mitgegeben haben, damit wir heute leben und bestehen können. Selig alle, die uns geholfen haben zum Leben und zu leben.

Jesus hört sicher das große Kompliment an seine Mutter, an Maria als Mutter und war sicher auch selber berührt von dieser Stimme des Volkes, die ja im Letzten ihm galt für seine Botschaft und für seine Verkündigung. Jesus verfällt freilich nicht selbstgefällig dieser Schmeichelei - so wie wir uns manchmal zieren und gefallen bei einem Lob. Jesus bleibt nicht bei sich stehen, sondern denkt immer an seinen Auftrag, letztlich an seinen Vater, an Gott.

Jesus aber sprach: „*Vielmehr selig, die das Wort Gottes hören und befolgen!*“ Beim ersten Hinhören meint man fast herauszuhören, dass Jesus das Lob an seiner Mutter korrigiert oder gar zurückweist. So als hätte die Frau etwas Falsches gesagt, etwas Ungebührendes. Doch dieses Lob einer Frau für eine Mutter bleibt bestehen und war sicher auch aus tiefem Herzen gesprochen. Jesus will aber nicht bei der Mutterrolle stehen bleiben. Der Mensch ist nicht von seiner Rolle her zu bewerten, die er einnimmt oder einzunehmen hat. Der wahre Wert eines Menschen liegt in der Bewertung durch Gott, ja in seinem Verhältnis, das zwischen ihm und Gott besteht. Der Mensch, ob Mann oder Frau, Mutter oder Vater, Alleinerzieher oder Lediger, Single oder Elter, ist mehr als eine Rolle oder eine Lebensform oder eine geschlechtliche Festlegung. Auch wenn das vor Gott nicht unwichtig sein wird, was wir an Lebensgestaltung zu Wege bringen, wichtig für ihn ist, ob wir hörende Menschen sind, die das Gehörte auch zum Leben bringen. Und damit sind wir wieder bei der Zahl 40, die für Maria steht, der Mutter des „Neuen Lebens“. Entscheidend ist für jeden von uns, was wir zum Leben beitragen, zum Leben bringen, was aus uns hervorgeht an Lebenshilfe und Lebensbegründung für andere. Das Wort Gottes hören und auch befolgen ist nichts anderes als diese Lebenszusagen Gottes an uns zu übernehmen und ins Leben umzusetzen.

Jesus hat seinen Lebens- und Verkündigungsauftrag auch unter dieses Motto gestellt: „*Ich will, dass sie das Leben haben und es in Fülle haben*“ (Joh 10,10). Für Jesus ist es entscheidend, was für den Menschen herausspringt an Lebensqualität und Lebensbereicherung in seinem ganz konkreten Alltagsleben, in seinen ganz normalen Lebensbewältigungsproblemen. Wie in vielen Evangelien geht es dabei sehr oft um Fragen des Überlebens, der Versorgung, der Daseinsorge. Menschen haben Probleme mit der Beziehung, mit dem Arbeitsplatz, mit der Gesundheit. Was kann einem da wirklich helfen? „Mir hat am meisten geholfen“, so sagt da jemand, „dass ich jemand hatte, mit dem ich reden konnte, der mich angehört hat. Mir hat am meisten geholfen, dass meine Freunde mich nicht haben fallen lassen; ich hätte nie gedacht, dass der und der an mich denkt und sich blicken lässt.“

Diese Formen von Solidarität und Hilfe, oft unbeholfen, bewirken mehr als viele Worte oder gescheiterte Programme. Plötzlich sind ganz andere Dinge wichtig im Leben, eben Zuwendung, Annahme, Trost geben, Solidarität, dass jemand Zeit hat für einen, dass jemand Interesse zeigt.

Immer wieder fragen Menschen, wie denn Gottes Wort zu vernehmen sei. Sie haben mehr das Gefühl, dass Gott schweigt und sich nicht vernehmen lässt. Aber dieses Wort Gottes ist nichts Abstraktes oder Unerreichbares.

-Gott spricht in vielen Situationen des Lebens und des Alltags.

-Er spricht zu uns in jedem Menschen, der in Not ist, in jedem, der Hilfe sucht.

-Gott spricht zu uns in Entscheidungssituationen und in Krisenmomenten, wo alles in Frage gestellt ist, wo alles bisher Gesicherte zur Disposition steht.

-Gott spricht aus den Menschen, mit denen wir zusammenleben. Sie sind uns aufgegeben und anvertraut.

-Gott spricht zu uns durch die Stimme des Gewissens. Wie oft weichen wir dieser lästigen Stimme aus und tun etwas, was wir eigentlich nicht sollten oder wollten. - Gott spricht zu uns in den Ereignissen und Strömungen der Zeit. Sind nicht die Probleme mit dem Rinderwahnsinn selbstgemachte Sackgassen eines verfehlten Umgangs mit der Schöpfung, mit den Tieren? Ich glaube nicht, dass wir da von einer Strafe Gottes sprechen sollten. Aber eine Anfrage an uns ist es allemal. Muss uns nicht der Umgang mit Embryonen in England nachdenklich stimmen. Der eingeschlagene Weg dieser Reproduktionsmedizin ist von der Kirche von Anfang an abgelehnt worden. Sicher Irren ist menschlich, im politischen Bereich wie im persönlichen Bereich. Aber können wir heute aus unseren

Fehlern noch lernen?

Können wir noch umkehren? Hören wir aus diesen negativen Entwicklungen und bitteren Erfahrungen noch einen Anruf heraus?

-Gott spricht in vielem, aber er spricht vor allem leise. „Du hast eine leise Art zu sein“, sagt einmal R. M. Rilke.

Was Jesus heute an Maria selig preist, ist ihre Fähigkeit, Gottes Wort zu vernehmen, zu hören und es auch in ihrem eigenen Leben zu befolgen. Es war für sie auch nicht leichter als für uns heute, diese Stimme zu orten und sie als göttliche Anfrage zu verstehen in einer vergleichsweise alltäglichen Situation, wie es Verlobungszeit und Partnerschaft eigentlich sind. Aber in dieser Situation Gottes Forderung zu sehen, seinen Willen herauszuhören und sich mit einem großzügigen Jawort darauf einzulassen, das macht ihre Größe aus.

In unübertroffener Weise hat Theo Schmidkonz das formuliert, auch eine Art Seligpreisung:

„Wer ist Maria?

Bin unbekanntes Mädchen vor 2000 Jahren. Niemand nimmt von ihr Notiz. Geschichtsbücher erwähnen sie nicht. Trotzdem hinterlässt sie Spuren, deutlicher als die Großen der Weltgeschichte. Damit beginnt ihre Geschichte: Sie ist ansprechbar. Sie lebt nicht in einer geschlossenen Welt. Sie ist keine Gefangene ihres Wunschdenkens. Sie kreist nicht um sich selbst, sie ist grundsätzlich offen, offen auch für das Unerwartete.

Und das ist ihr Geheimnis: Sie ist offen und ansprechbar auch für Gott. Das ist nicht selbstverständlich und einfach. Denn Gott spricht nicht laut und aufdringlich. Keiner hört Gott unmittelbar. Gott spricht immer durch andere, oft anders, als wir es erwarten. Die meisten Menschen hören nichts oder hören nur sich selbst. Maria aber unterscheidet unter den vielen Stimmen Gottes Stimme!"

III Jungfrau der Heimsuchung

Und noch einen dritten Anlauf möchte ich machen, um an das Geheimnis Mariens heranzuführen. Das Apostolische Schreiben „Vita Consecrata" endet wie alle Schreiben und Ansprachen des Papstes mit einem Gebet an Maria:

„Maria, Sinnbild der Kirche, Braut ohne Falte und Makel, die, indem sie dich nachahmt, jungfräulich einen unversehrten Glauben, eine feste Hoffnung und eine aufrichtige Liebe bewahrt", stehe den Personen des geweihten Lebens in ihrem Streben nach der ewigen und einzigen Seligkeit bei.

Dir, Jungfrau der Heimsuchung, vertrauen wir sie an, damit sie auf die Nöte der Menschen einzugehen verstehen, um ihnen Hilfe, vor allem aber Jesu zu bringen. Lehre sie die Wunder zu verkündigen, die der Herr in der Welt vollbringt, damit alle Völker deinen Namen rühmen. Stehe ihnen bei in ihrer Arbeit für die Armen, die Hungernden, die Hoffungslosen, die Geringsten und für alle, die mit aufrichtigem Herzen deinen Sohn suchen. An dich Mutter, die du die geistliche und apostolische Erneuerung deiner Söhne und Töchter in der Antwort der Liebe und der Ganzhingabe an Christus willst, wenden wir uns vertrauensvoll mit unserem Gebet. Du, die du bereit im Gehorsam, mutig in der Armut, empfängsbereit in der fruchtbaren Jungfräulichkeit den Willen des Vaters erfüllt hast, erwirke von deinem göttlichen Sohn, dass alle, die die Gabe empfangen haben, ihm im geweihten Leben zu folgen, von ihm mit einer verklärten Existenz Zeugnis geben können, indem sie mit allen anderen Brüdern und Schwestern voll Freude auf die himmlische Heimat und auf das nie erlöschende Licht zugehen.

Wir bitten Dich darum, dass der höchste Herr aller Dinge, Vater, Sohn und Heiliger Geist, in allen und in allem verherrlicht, gepriesen und geliebt werde."

In diesem Gebet fasst der Papst Johannes Paul II. aus seiner eigenen Marienfrömmigkeit heraus nochmals alle Hauptlinien seines Schreibens zusammen. Als zentrales Bild stellt er uns Maria als die „Jungfrau der Heimsuchung“ vor Augen. Bei mir klingt im Wort Heimsuchung immer etwas Bedrohliches mit: Was wird uns noch alles heimsuchen? Was wird in Zukunft noch alles auf uns hereinstürzen? Aber es ist wohl mehr das „daheim aufsuchen“, besuchen, „Visitatio“ gemeint. Maria hat erfahren, dass ihre Base Elisabeth endlich nach einer langen Zeit des Wartens und Hoffens schwanger geworden sei.

„Auch Elisabeth, deine Verwandte, hat noch in ihrem Alter einen Sohn empfangen; obwohl sie als unfruchtbar galt, ist sie jetzt schon im sechsten Monat. Denn für Gott ist nichts unmöglich“ (Lk 1,36-37).

So macht sie sich auf den Weg und eilt in eine Stadt im Bergland von Judäa. Dieser Ort wird heute mit „En Karem“ angegeben, unweit von Jerusalem gelegen. Das wäre also eine erhebliche Strecke von Nazareth nach Jerusalem gewesen. Aber Maria geht diesen Weg sehr beherzt und zielstrebig an. Sie ist in Eile, in Bewegung. Sie macht sich auf den Weg. Das ist ein Bild für das Leben selbst, für jegliche geistliche Berufung. Sich auf den Weg machen beginnt mit dem Losgehen, dem Aufbrechen, dem Losmarschieren. Man geht weg von dem Ort, wo man zu Hause ist, der einem vertraut und liebgeworden ist, unabhängig jetzt davon, dass Maria ja wieder zurückkommt. Aber sie geht los. Sie lässt sich nicht mehr aufhalten, durch nichts abhalten. Darin liegt schon ein wichtiger Ansatz. Wie oft sehen wir eine neue Aufgabe, ein lohnendes Ziel, eine wichtige Entscheidung. Nur müsste jemand anfangen und rangehen an die Sache. Aber dann tauchen die Einwände auf, die Bedenken, die vielen berechtigten Gründe und Selbstzweifel, bis hin zu den Phrasen, die alles zunichte machten: „Das hat noch nie geklappt! Das ist doch Schnee von gestern! Das kann nicht funktionieren!“ Das sind Killerphrasen, mit denen man leicht etwas fertig und madig machen kann. Dann lässt man es lieber sein, weil niemand so recht begeistert ist. Maria geht los. Das geht als einzelne vielleicht leichter als in einer Gemeinschaft. Aber ist es nicht so, dass die notwendigen Erneuerungsschritte persönlich einem auch nicht so leicht und locker fallen. In einem bestimmten Rahmen könnte ich doch mein Leben selber gestalten und organisieren. Aber nein, da scheint es bisweilen noch schwerer zu gehen, dieses Aufbrechen und sich auf einen Weg begeben. Maria jedoch geht sogar eilends. Sie will keine Zeit verlieren; sie hat keine Zeit zu verlieren. Was für sie klar ist, was entschieden ist, muss umgesetzt werden und zwar sofort, ohne Verzug, ohne Aufschub oder Verzögerung. Wir verschieben gerne etwas auf Morgen. Das geht morgen auch noch! Das kann ich immer noch mal anpacken. Wenn ich alt bin, dann kann ich das ja immer noch tun! Das Verschieben auf Morgen ist eine Selbsttäuschung und eine Flucht aus dem Heute, das allein ich gestalten und leben kann. Heute lebe ich. Morgen? Was wird da nicht alles auf mich zukommen. „Heute, wenn ihr seine Stimme hört!“ Im geistlichen Leben geht es immer um das Heute, um das, was heute passiert und was ich heute mache und tue oder auch unterlasse und wegschiebe. Wir leben nur in der Gegenwart. Das was gestern war, ist unwiederbringlich vorbei, was morgen sein wird, entzieht sich jeder Gestaltungsmöglichkeit, bei aller Planung und Vorsorge!

Für Maria war klar, sie muss Elisabeth beistehen und sie steht auf und geht. Sie geht in Eile, nicht in Hetze, entschieden, aber nicht gestresst; sie geht gezielt, nicht planlos. Sie weiß, was sie will und sie tut, was sie kann. Eine wunderbare Sache, so zu leben!

Was tu ich in dieser Weise, klar entscheiden und mit voller Kraft?

Was verhindert bei mir immer dieses Aufbrechen und Losgehen?

Was sehe ich schon als klares Ziel, bringe aber noch nicht die Kraft auf, das umzusetzen?

Wo brauchte ich selbst Hilfe, Anstoß, Anregung?

Wie konsequent verfolge ich meinen Weg?

Welche Schwierigkeiten auf meinem Weg machen mir zu schaffen, so dass ich nicht recht vorankomme oder aufgebe?

Maria geht eilends „übers Gebirge“. Manche Ausleger sehen darin einen Hinweis auf die Beschwerlichkeiten und Hindernisse, die sich bei einem geistlichen Weg auftun. Manches erscheint einem im Vorneherein wie ein Gebirge an Problemen und Widerständen, wie ein Berg voller Schwierigkeiten und Hindernisse. „Wenn ich das gewusst hätte, was da alles auf mich zukommt, dann hätte ich niemals, dann wäre ich nie ... (Oberer geworden, ins Kloster eingetreten, geheiratet, diesen Mann gewählt...)“. Wenn man alles vorauswüsste, voraussähe, geschähe vieles nicht. Aber man wächst auch mit den Aufgaben, man erstarkt auch mit so manchen Herausforderungen, man bekommt auch Übung und Hilfestellung, wo man zunächst nur das Unmögliche sieht.

Kann ich den Weg durchhalten? Aber da gehen andere diesen Weg mit mir!

Kann ich mit den Problemen fertig werden? Aber da tut sich plötzlich ein Gespräch auf!

Kann ich mit diesem Menschen zurechtkommen? Aber dann ist er doch ganz anders als ich gedacht habe, selber viel verletzlicher und gar nicht so sicher, wie er scheint!

Werde ich meine eigenen Begrenzungen und „Päckchen“ tragen können? Aber dann erlebe ich, was anderen zugemutet wird und wie mein Kreuz doch relativ ist.

Maria geht eilends. Aber sie ist nicht allein. Für mich ist Maria die Frau, die Jesus in sich trägt und die Jesus zu anderen Menschen bringt. Sie hat Jesus in sich. Wenn man auf den Bogenberg geht, wird einem gerade diese Frau, „Maria praegnans“ vorgestellt. Bei dieser alten Figur steht da Jesuskind im Leib Mariens aufrecht und segnend und in die Wand dieser „Leibeskammer“ sind angeblich die Namen Gottes eingeschrieben. Maria ist schwanger; wir sagen in Hoffnung. Ein schöner Ausdruck angesichts des zu erwarteten neuen Lebens. Aber Maria geht schwanger mit dem, auf den die Namen Gottes passen, der Allmächtige, der Schöpfer, der Ursprung von allem, was ist, der Erhabene und Mächtige, der Heilige und Gerechte, der Allerbarmende; der, der die Liebe ist.

Welche Gottesnamen sind mir geläufig?

Wie rufe ich selber Gott an?

Welche Bilder steigen in mir auf, wenn das Wort Gott fällt?

Welche Benennung, welcher Name Gottes ist für mich am schönsten, am hilfreichsten gewesen in meinem Leben?

Was sagt mein Gottesname über Gott aus?

Die Muslime beten 99 Namen des Unaussprechlichen?

Die Juden scheuen sich, einen Namen für Gott zu sprechen oder zu schreiben?

Wann spreche ich im Alltag von diesem Gott und wie?

Beten wir nicht täglich „Geheiligt werde dein Name“?

Maria trägt Jesus in sich. So wird sie in dieser unüberbietbaren leiblich-mütterlichen Rolle zum Vorbild und Urbild von Kirche und Christsein. Und dieses „Mit-Jesus-Schwanger-Gehen“ wird zum Symbol für jegliche Berufung und Sendung im geistlichen Sinn. Maria ist nicht allein und kommt nicht „mit leeren Händen“. Sie lebt in dieser Gegenwart mit dem Herrn und sie bringt als schönstes Geschenk diesen Herrn zum anderen. Hier ist es Elisabeth, mit der sie das In-Hoffnung-Sein gemeinsam hat. Diese Frau Elisabeth wird aber zum Typus jedes Menschen, der sein Leben voller Hoffnung angeht und der bedacht ist, in sich und aus sich Leben zu entwickeln und zu fördern, der voller Hoffnung und Zuversicht der Menschwerdung dient, der eigenen ebenso wie der anderer Menschen.

Und jetzt kommt es zu dieser wunderbaren Begegnung zweier Frauen in Hoffnung, zu dieser Maria Heimsuchung. Maria entbietet ihrer Base den Gruß. Es wird eine innige Umarmung gewesen sein, voller Freude und Glück über die „anderen Umstände“ des Gegenüber. Und in diese herzliche Begrüßung und Begegnung werden die beiden Kinder miteinbezogen. Das Kind bei Elisabeth hüpfte vor Freude in ihrem Leib. Die Schwingungen übertragen sich, die Begegnung verdichtet sich, sie wird buchstäblich erfüllt und angefüllt vom Heiligen Geist. Der Funke springt sozusagen über; der Geist, der über Maria gekommen war, erfüllt nun auch Elisabeth. Und was sich so in diesem erregenden Moment angestaut hatte an Glück und Innigkeit, bricht sich jetzt Bahn in diesem lauten Lobpreis:

„Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes (wie wir auch im Ave Maria beten). Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? In dem Augenblick, als ich deinen Gruß hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. Selig ist die, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ.“

Dieser Lobpreis geht weit über Konvention und Höflichkeit hinaus. Es wird prophetische Rede, die Geschehen deutet aus dem Glauben, die Zusammenhänge erkennt nicht nur intuitiv, sondern in der ganzen Glaubenstiefe. Das, was Maria in sich trägt, wird jetzt zum Mittelpunkt und Zentrum des Lobpreises, des Bekenntnisses und der Zukunftsdeutung. Es ist der Herr, „mein Herr“ wohlgemerkt, der, den ich als Herr meines Lebens sehe und verehere, an den ich glaube und den ich anbeate. Wer diesen Herrn trägt und austrägt, muss Mutter des Herrn sein, allzeit selig zu preisen; unerreichbar groß der Mensch, der in so etwas hinein verwoben wurde; unerreichbar begnadet und erwählt, wer in den Bannraum des Göttlichen gerät; beispielhaft und bewundernswert ein Glaube, der zu so einer solchen Erwählung und Berufung ausersehen wurde; einmalig der Mensch, der sich in der Einfalt und Herzensreinheit diesem Anruf Gottes stellt und sich auf diesen göttlichen Plan einlässt. Dafür reicht nur noch das Wort *„selig bist du, gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen“*, mehr als alle anderen Menschen. Selbst das ungeborene Leben, wiewohl schon ein Herz in ihm schlägt, aber noch kein Bewusstsein möglich ist, spürt die Tiefe und Bedeutung des Geschehens. Die Kreatur, die Natur, die geschaffene Welt wird Zeuge und nimmt Anteil, weil das alle bisherige Evolution revolutioniert und alles bisher Da-gewesene in Schatten stellt.

Was so jetzt ans Licht gekommen ist, noch nicht zur Welt, was so bekannt geworden ist, noch bevor die Engel davon singen werden in der Heiligen Nacht, ruft als Reaktion das Magnifikat hervor, sicher in dieser Form so nicht gebetet von Maria, aber in dieser Form in jedem Wort von Maria geglaubt und bezeugt. Dieses Lied wird zur Antwort auf Elisabeth und gerät gleichzeitig zum zeitlos-ewigen Loblied der Kirche durch alle Geschlechter.

„Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter!“

Das klingt nach Selbstlob und Selbstverherrlichung Mariens. Aber es ist das Echo auf den Satz der Elisabeth und es ist die Überzeugung, dass das, was an ihr und in ihr geschehen ist, für alle Zukunft ein Grund zum Preis und zur Seligpreisung sein wird. „Denn“ und die Begründung folgt sofort im nächsten Satz, *„denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig!“* Nicht mein Name ist heilig, nicht ich bin zu preisen, sondern sein Name ist erhaben und heilig und das Große von ihm an mir ist zu würdigen. Er, der Erhabene ist zu fürchten, er, dem wir uns nicht nahen dürfen und mit dem wir uns nicht vergleichen dürfen. Aber Er hat sich erbarmt von Geschlecht zu Geschlecht über alle die ihn fürchten. So ist jetzt etwas völlig neues eingetreten, etwas unvorhersehbares, etwas unglaubliches. Er hat sich meiner angenommen, er hat auf mich herabgeschaut, er hat sich damit aller erbarmt, die sich normalerweise ihm in Schauer und Ehrfurcht nahen. Gott unterläuft alle Angst und Furcht, die der Mensch dem Numinosen, dem „mysterium fascinosum et tremendum“ in kreatürlicher Abhängigkeit entgegenbringen. Er kommt uns zuvor mit seinem Erbarmen in einer Weise, wie wir es niemals erwarten konnten. Er

schließt sich ein im Schoß einer Frau, er, den Himmel und Erde nicht fassen können. So denkt die Ostkirche über dieses Geschehen. Er wird ein Embryo, ein Fötus, eine Leibesfrucht, ein schreiendes Kind bei der Geburt, ein Säugling, ein Baby, ein Kleinkind und so fort. Er wird Mensch in diesem langen und mühseligen Prozess der Menschwerdung insgesamt. Bei der Begegnung dieser beiden Frauen „in Hoffnung“ kommt das alles schon in diesem einzigen Lob-Dialog zur Sprache, zum Bewusstsein, sicher noch unreflektiert, noch unsystematisch, mehr intuitiv und prophetisch, mehr „aus dem Bauch“ als aus dem Kopf. Aber in einer Klarsichtigkeit und Wahrhaftigkeit, dass die künftigen Geschlechter nur noch wiederholen können, nur noch einstimmen können, nur noch - und das ist dann eben ihr Beitrag- dieses Lob in alle Situationen hinein, in alle Generationen hinein, in alle Ewigkeit sogar weitersagen und weitertragen können

Was bei uns bisweilen müde und gedankenlos daher gesagt wird, das Magnifikat, was wir auch nicht immer in dieser Dichte einbringen können, ist aber doch in einer Sternstunde der Menschheit entstanden. So müssen wir uns fragen (lassen):

Wann lassen wir uns noch von solchen Aussagen wirklich treffen?

Wo wird mein Leben ein Grund zum Lobpreis?

Erfüllt mich die Berufung des anderen ebenfalls mit Genugtuung und Freude?

Womit gehe ich schwanger?

Was darf in mir reifen und wachsen an neuem Leben?

Wen möchte ich heimsuchen, um ihm beizustehen?

Wer wartet ständig auf einen freundlichen Gruß von mir?

Habe ich für andere diese prophetische Rolle, die tiefer sieht und aus dem Glauben deutet?

Kann ich das Lob des anderen annehmen ohne Hintergedanken oder Verdächtigung (Was will die bloß von mir)?

Ist in mir schon alles tot oder lässt sich da noch etwas wecken, „zum Hüpfen bringen“?

Was gibt mir in meinem Glauben den größten Grund zur Freude?

Was löst bei mir spontan Glück und Lobpreis aus?

IV Marienlob - eine politisches Lied

Für mich leiten sich aus diesem Lobpreis der beiden Frauen die Begründung und Stützung des täglichen „Christuslobes“ ab, wie das Stundengebet der Schwestern heißt. Beim täglichen Singen und Beten dieses Liedes wird sich auch in uns langsam eine solche Lobkultur einstellen, eine solche hymnische Ader. Das hat mit Lobhudelei nichts zu tun, sondern mit dem geläuterten Blick aus dem Glauben, der hinter allem noch die Größe Gottes erkennen kann, der zumindest ahnt, dass es noch ganz andere Mächtigkeiten gibt als die augenfälligen Größen und Wichtigtuere unserer Zeit.

Der Christ, täglich geschult an diesem Hymnus, wird langsam aber sicher eine Art Widerständigkeit und Wachsamkeit entwickeln gegenüber allen Machtansprüchen und Totalitätsformen in Politik und Gesellschaft. Er lässt sich letztendlich nicht ganz vereinnahmen von den gängigen Spielregeln und Plausibilitäten unserer Meinungsmonopole und Zeitgeistdiktaturen. Der Christ mit diesem Hintergrund eines „umstürzlerischen Liedgutes“ müsste gegenüber allen Agenturen diesseitigen Glücks und Werbeversprechungen kauf- und konsumierbarer Glücksverheißungen immun sein, weil er erkennt, dass der entscheidende Faktor des Glücks, der Garant aller Hoffnung und aller Zukunft ausgeblendet ist. Gerade die Christen in Lateinamerika spüren instinktiv den Sprengsatz dieses Liedes und haben ihn längst auf ihre basis-orientierten, antikapitalistischen Fahnen geschrieben, Kommunismusverdacht hin oder her. Nur wir haben eine solche vergeistigte, spiritualisierte Frömmigkeit, dass wir gar nicht mehr merken, dass da von Umsturz bestehender Verhält-

nisse und von Revolution als Lösung ungerechter Strukturen gesungen wird. Ja sogar von Machtanwendung ist da die Rede, von Erniedrigung, fast Enteignung („sie werden leer ausgehen“), von Zerstreung, Macht und Vertreibung. Wer glaubt, fest an der Macht zu sein, ist gefährdet; wer auf eine bestehende Unrechts-Ordnung, wie auch immer legitimiert, setzt, der muss mit Abstrafung rechnen.

Das ist keine beruhigende Kirchenbeschaulichkeit, keine Erbauungsschrift zur Besänftigung der Seele. Das ist Aufforderung, aktiv und politisch sich einzumischen und auf Seiten der Entrechteten und Unterdrückten zu kämpfen. Hier wird der große Streit zwischen dem Weg gewaltsamer Lösungen und dem Weg gewaltloser Modelle aufbrechen und zu erörtern sein. Aber dass es um Parteilichkeit gehen muss, um eindeutige Stellungnahme, früher sagte man, um den „Klassenstandpunkt“, das scheint mir unbestritten zu sein. Wir vergessen auch immer ein wenig, dass der, der im Lied des Magnifikat besungen wird, bzw. der Auslöser dieser Begegnung war, als Verbrecher hingerichtet und vor der Stadt erledigt und entsorgt wurde. Jesus wurde der Prozess gemacht, weil er das Volk aufwiegele, weil er eine Gefahr war für das sehr labile politische System eines besetzten Volkes, weil er durch seine Verkündigung von Gott die religiös-politische Ordnung in Frage stellte, sicher nicht als erstes Ziel, aber durchaus als zugelassene Folge.

Der am Kreuz endete, konnte kein Freund der Mächtigen sein. Der am Kreuz verreckte, durch diesen schmachvollsten aller Tode, war ein Freund der Hungrigen und Erniedrigten, der Kleinen und Machtlosen. Er stammte aus der Masse der namenlosen, kleinen Bürger eines bedeutungslosen Provinznestes.

Der am Kreuz endete, war kein Revolutionär und doch hat er eine Revolution ausgelöst, am meisten dann, als er am wehrlosesten und schwächsten war.

Dieser Jesus war kein Umstürzler im politisch erklärten Sinn. Und doch hat sein Tod und das Eingreifen Gottes den größten Umorientierungsprozess der Geschichte ausgelöst.

Dieser Jesus war der Herr, den Elisabeth erkannte und pries, der Kyrios, der in der Zukunft erst als Herrscher und Richter erscheinen wird, dann, wenn der Vater ihm alles unterwerfen wird.

V Schluss

Wenn wir am Schluss noch einmal auf Norbert zurückblicken, dann hat er aus seiner Verehrung für Maria sicher die Motivation und die Kraft gezogen, sich auch auf allen Ebenen kirchlichen Lebens, bis hinauf auf die oberste kirchenpolitische Bühne von Kaiser und Papst, einzumischen und mitzugestalten. Er wurde selber Mächtiger seiner Zeit, aber er sah seinen Auftrag als Dienst an der Kirche und für die Menschen in dieser Kirche. Er hat keine Mühe und keine Reise gescheut, er ist keinem Konflikt und keinem Streit aus dem Weg gegangen, sich dort einzusetzen für die Belange der Kirche und für das Heil der Menschen, so wie er es verstanden und für sich begriffen hatte.

Dieser Einsatz hat ihn früh verzehrt und verbraucht. Er hat nie auf seine eigene Person geschaut und geachtet. Wir denken da heute sicher etwas vorsichtiger. Aber als er am Mittwoch nach Pfingsten, am 6. Juni 1134 in Magdeburg starb, empfanden die Menschen damals, ein Wort von Augustinus anwendend; dass der hl. Norbert gar nicht schlecht sterben konnte, weil er doch gut gelebt hatte. So durfte er bestimmt die Krone des Lebens aus der Hand Mariens in Empfang nehmen, wie es in Windberg dargestellt ist, er, der seine Gründung Prémontré unter ihren Schutz gestellt hatte.

So wollen wir Maria als Schutzfrau des Ordens anrufen. In einer Schlägler Handschrift wird sie als „Maria Virgo Conservatrix Ordinis Praemonstratensis“ bezeichnet, als „Jungfrau und Bewahrerin des Prämonstratenser-Ordens“.

„Bei jedem Marienbild, bei jedem Magnifikat -
vor allem der Gedanke an dich begleitet mich
wie eine Melodie,
die den ganzen Tag erfüllt
und ihm Farbigkeit und Schönheit schenkt.
Der Gedanke an dich lässt mich nicht los,
wie ein sanfter Duft prägt er sich uns ein,
ohne sich von uns trennen zu wollen.
Deine Gegenwart ist beständig und so zurückhaltend,
dass er mir manchmal vorkommt
als sei ich dein Schatten,
dein Diener ...
wie wenn du einen Schatten hättest, Mutter,
die du doch ganz Licht bist.
Ich möchte dir danken, Mutter,
denn voll Güte erahnst du das Leid der Menschen.
Auch ohne dass wir es erbitten,
erfüllst du deine Rolle als Fürsprecherin,
deine Aufgabe als Mutter.
Du hast den Wein der Erde gekostet -
so armselig er ist und so vieles davon gibt.
Du hast aber auch den göttlichen Wein gekostet -
den wahren Wein.
Man kann sich leicht vorstellen,
dass du im Himmel deine Zeit damit verbringst,
deinen Sohn um Wein zu bitten für die Menschheit.“⁶⁴

⁶⁴ Dom Helder Camara, Marienlied

9 Norbert, ein eucharistischer Heiliger

Der Hl. Norbert wird dargestellt als Erzbischof mit dem Bischofskreuz in der einen Hand und in der anderen Hand mit der Monstranz oder einem Kelch. Wir haben schon einmal so ein Bild mit dem Hl. Norbert, damals von Schäftlarn, betrachtet.

Heute wollen wir das einmal vertiefen, was uns aus der Tradition überkommen ist. Der hl. Norbert wurde sozusagen erst in der Zeit der Gegenreformation als „eucharistischer Heiliger“ entdeckt und gefördert. Sicher hat diese Sicht eines eucharistischen Heiligen seine Begründung in der Biographie des hl. Norbert. Zuerst also wieder ein Blick in die *Viten Sancti Norberti*, die natürlich auch erst nach dem Tode verfasst wurden und eine bestimmte Intention verfolgen.

Norbert von Xanten war Chorherr des St. Victor-Stiftes in Xanten. Er hatte nur die niederen Weihen. Nach seiner Bekehrung versuchte er so schnell wie möglich, die Weihen als Diakon und Priester zu empfangen. Dank seiner Beziehungen erreichte er dies beim Erzbischof Friedrich von Köln an ein und demselben Tag. Norbert wurde am 17. April 1115 geweiht. In *Vita A* heißt es:

„Als nun die Quatembertage gekommen waren, die der kirchliche Brauch zur Vornahme der heiligen Weihe bestimmt, trat Norbert, noch immer Subdiakon, vor den Erzbischof Friedrich von Köln und bat, ihn an ein und demselben Tag zum Diakon und zum Priester zu weihen. Weil aber die heiligen Gesetze der Kirche das nicht erlaubten, fragte ihn der Erzbischof nach dem Grund für einen so plötzlichen und unerwarteten Entschluss. Als nun der Erzbischof mit Nachdruck in ihn drang, fiel ihm Norbert zu Füßen, bekannte unter Tränen seufzend seine Sünden, bat um Verzeihung und eröffnete, er habe den festen und unbeugsamen Vorsatz gefasst, sich zu bekehren. Der Erzbischof überdachte das ganz genau, durchschaute die Dinge und erteilte endlich der Umstände halber für dieses Mal Dispens, obwohl es dem Prinzip und der Gewohnheit widersprach, jemand gleichzeitig zum Diakon und zum Priester zu weihen, wenn die Gründe nicht offen zutage lagen. So gewährte er also seine Bitte.

Als aber die Stunde der Weihe anbrach, und Norbert die heiligen Gewänder empfangen sollte, vertauschte er sein weltliches Kleid mit einem solchen, das das Kleid eines Mönchs sein mochte.; darüber legte er die heiligen Gewänder an und wurde so am gleichen Tag zuerst zum Diakon und dann zum Priester geweiht“⁶⁵

„Und wenn er dort (in der Xantener Kirche) turnusgemäß das heilige Messopfer feierte, richtete er sein mahnendes Wort öffentlich an das umstehende Volk;“

„Wenig später feierte er einmal, durch Fasten und Nachtwachen angegriffen, in einer Krypta die heilige Messe. Als er den Leib und das Blut des Herrn schon geweiht hatte, fiel eine ziemlich große Spinne in den Kelch; als der Priester das sah, erschrak er; Leben und Tod standen ihm vor Augen. Um aber von dem schon geweihten Opfer nichts verloren gehen zu lassen, wollte er lieber die Gefahr auf sich nehmen und trank den ganzen Kelch aus. In der Überzeugung, sterben zu müssen, blieb er nach der Messe vor dem Altar stehen und empfahl dem Herrn betend sein Ende, das er erwartete. Doch siehe, durch ein Jucken der Nase gereizt, musste er niesen, und durch die plötzliche Erschütterung flog die Spinne

⁶⁵ *Vita A*, Kap. 2.

vollständig aus der Nase heraus. Dieser Vorfall zeigt sowohl sein Gottvertrauen als auch Gottes Güte gegen ihn“.

„Hier (auf dem Fürstenberg) lebte er als Einsiedler, widmete sich dem Gebet, der Lesung und frommen Betrachtung, kasteite seinen Leib durch Fasten und Nachtwachen und brachte täglich auf dem heiligen Altar kostbare Opfer dar“⁶⁶.

„Wenn nun das Volk in Scharen zu ihm strömte und bei der Feier der Messe sein Mahnwort hörte über die Buße, die man tun muss, und über die Hoffnung auf das ewige Heil, das einem jeden Verheißen ist, der, der den Namen des Herrn anruft, dann schöpften alle Freude aus seiner Gegenwart.“⁶⁷

„Als der Morgen gekommen war, bereitete sich der Priester Gottes zur Feier der Messe; auch das Mädchen wurde herbeigebracht und das Volk lief in Scharen zusammen, neugierig wartend auf den Ausgang der Dinge (Besessene von Nivelles).“⁶⁸

„In dieser Stadt (Utrecht) beging man gerade einen jährlich wiederkehrenden Festtag, und der Priester Gottes, Norbert, feierte in der Hauptkirche vor einer großen Volksmenge die Messe. Dort hielt man den Besessenen, der fürchterliche knirschte, gebunden mit äußerster Mühe fest.“⁶⁹

„Als er zu Würzburg am Osterfest (11. April 1126) im Dom mit einer zahlreichen Volksmenge die Messe feierte und soeben den Leib und das Blut des Herrn empfangen hatte, trat ein blindes Weib zu ihm, die allen bekannt war. Norbert, der gerade das Blut des Herrn empfangen hatte, blies ihr in die Augen, und bald darauf gewann sie das Augenlicht zurück. Das ganze umstehende Volk pries voll Verwunderung mit lauter Stimme die Großtaten Gottes. Und so geschah es, dass einige von den Angesehenen der Stadt durch die Hand des Gottesmannes sich und das Ihre in Demut Gott übergaben. Von ihren Besitzungen erbaute man nahe bei der Stadt eine Kirche. Sie hieß Zell (Kloster Oberzell) und glänzt im Dienst Gottes bis auf den heutigen Tag.“⁷⁰

„Der Priester Gottes aber trat in die Domkirche, um deretwillen die Aufregung entstanden war, um eine Messe zu feiern und Gott unendlichen Dank zu sagen. Als er zum Altar schritt, ließ er die Umstehenden herzutreten und sagte: „Seht, unangetastet und unbeschädigt ist alles, wovon er hieß, es sei erbrochen und entwendet!“ Hier also feierte er die heilige Messe, wobei er sogar Epistel und Evangelium selber las, weil alle seine Diener, von Angst und Unlist übermannt, sich zurückgezogen hatten. Nachdem er die Messe beendet hatte, ging er ins Palais zurück, froh und heiter und dankbar, dass ihn der Herr aus solchen Nöten befreit hatte.“⁷¹

Diese wenigen Stellen belegen natürlich nichts von einer speziellen „eucharistischen Frömmigkeit“ beim hl. Norbert. Und doch gibt es einige wichtige Aufschlüsse. Dass Norbert täglich die Eucharistie feierte, war außergewöhnlich und zeugt von einer großen Liebe und Verehrung. Die Form der Anbetung des in der Monstranz präsenten Herrn ist im 12. Jh.

⁶⁶ Vita A, Kap. 3.

⁶⁷ Vita A, Kap. 6.

⁶⁸ Vita A, Kap. 10.

⁶⁹ Vita A, Kap. 14.

⁷⁰ Vita A, Kap. 15.

⁷¹ Vita A, Kap. 19.

nicht bekannt gewesen, aber die Art und Weise, wie Norbert die Eucharistiefeier beging, muss die Menschen angesprochen und aufgerüttelt haben. Zu seiner exzellenten Predigt-tätigkeit kam noch die Innigkeit und innere Anteilnahme, mit der die Messe las. Er legte größten Wert auf Reinlichkeit und Sauberkeit am Altar. In diesem Zusammenhang muss man auch erwähnen, dass er für die Messfeier ein linnenenes Gewand zuließ, dass über dem Habit zu tragen war als Zeichen der Ehrerbietung und Feierlichkeit. Vielleicht sind das nur kleine Hinweise. Aber wenn man noch die Wunderberichte hinzunimmt, das Spinnenwunder von Xanten und die Blindenheilung von Würzburg, beides während der Eucharistiefeier, so kommt darin schon eine wichtige Verbindung zwischen Norbert und der Eucharistiefeier zum Ausdruck. Es wird überliefert, dass er die hl. Messe nicht ohne innere Ergriffenheit und höchster Verehrung zelebrierte, erschüttert von dem großen Wunder der Wandlung der Gaben von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi und zutiefst berührt vom Wunder der Vergegenwärtigung des Herrn in den eucharistischen Gaben. Aus dieser Quelle lebte der hl. Norbert, so dass vielleicht mit Recht die Eucharistie, versinnbildlicht aus einer späteren Frömmigkeitsepoche mit dem in der Monstranz präsenten Herrn, Mittelpunkt seiner Frömmigkeit und seines religiösen Strebens gewesen ist.

Es wird eigens erwähnt in seiner Vita, wann er das letzte Mal die hl. Messe feiern konnte, nämlich an Ostern 1134, als er schon krank und geschwächt aus Rom zurückgekehrt war. Von da an war es ihm nicht mehr möglich, selber die Eucharistiefeier zu leiten. Es ist fast überflüssig zu erwähnen, dass er ab dann bis zuletzt aus dieser Wegzehrung, dem „Viaticum“ besonders der Schwerkranken und Sterbenden, gelebt hat.

Für viele Außenstehende unseres Ordens werden wir tatsächlich mit dieser eucharistischen Frömmigkeit des hl. Norbert identifiziert Sie sind dann enttäuscht, wenn sie merken, dass das gar nicht das Spezifikum unseres Ordens heute ist. In unseren Konstitutionen wird das zwar angesprochen, aber nicht besonders betont. Ein paar Stellen sollen das zeigen:

Unter dem Stichwort „Die Aufgabe, die Liturgie zu feiern und die Welt zu heiligen“ (Konstitutionen Nr. 55-66 <47-54, 327-335> finden sich einige wichtige Aussagen zum Thema Eucharistie feiern.

(55) „Durch die Eucharistie werden wir „ein Fleisch und ein Blut mit Christus“ und den übrigen Christen.“

(58 <51, 327>) In all unseren Gemeinschaften soll inmitten des Volkes Gottes *täglich*⁷² Eucharistie gefeiert werden. Die Mitglieder sollen daran als dem Höhepunkt der Gemeinschaft gläubig teilnehmen. Denn die christliche Gemeinde wird nur aufgebaut, wenn sie Wurzel und Angelpunkt in der Feier der Eucharistie hat; von ihr muss darum alle Erziehung zum Geist der Gemeinschaft ihren Anfang nehmen“.

Verwiesen wird dabei auf CIC can. 663 §2 „Die Mitglieder sollen *möglichst täglich* am eucharistischen Opfer teilnehmen, den heiligsten Leib Christi empfangen und den im Sakrament gegenwärtigen Herrn anbeten“.

(66<54>) „Kraft unseres allgemeinen Priestertums wird all unser Arbeiten, Beten, unsere apostolische Unternehmungen, die tägliche Arbeit, die Erholung für Leib und Seele, wenn sie im Hl. Geist geschehen, „ja sogar die Last des Lebens, wenn sie geduldig ertragen wird, zum geistlichen Opfer, das Gott gefällt durch Jesus Christus (vgl. 1 Pe 2,5), all das bringen

⁷² Tägliche Eucharistiefeier nach Augustinus:

„Die tägliche Feier der Liturgie bedeutet für Augustinus und seine Mönche und Kleriker **das feste Band**, welches ihre Seele einte und zu einer heiligen Gemeinschaft in Gott zusammenschloss. In der Eucharistiefeier sah er das tiefe und wirksame Sinnbild der Herzenseinheit unter Christen. „Die solches Brot genießen, streiten nicht miteinander, da wir viele ein Brot, ein Leib sind. Durch dieses Brot bewirkte Gott die Eintracht im Hause“ (A.A., Joh. Ev. 26,13s). Adolar Zumkeller, S. 99.

wir in der Feier der Eucharistie mit der Darbringung des Leibes des Herrn dem Vater in Ehrfurcht dar. Auf diese Weise weihen wir die Welt Gott“.

(65) Die Eucharistie setzt Eintracht unter den Menschen voraus. Wenn Mitbrüder uneins geworden sind und der Barmherzigkeit Gottes bedürfen, sollen sie sich versöhnen, bevor sie zu Feier des Opfers schreiten.“

„Durch die Feier der Geheimnisse des Todes und der Auferstehung des Herrn sollen wir immer mehr der Sünde sterben und für Gott und die Brüder leben.“

(<335>) „Der Glaube, den wir bekennen, besteht nicht nur aus Kulthandlungen. In der Liturgie selbst beten wir, dass wir im Leben festhalten, was wir im Glauben empfangen haben.

Genährt mit den österlichen Sakramenten Christi sollen wir in unserem alltäglichen Leben als Einzelne und als Gemeinschaft seinen Geist zum Ausdruck bringen, den Geist der Seligpreisungen, ohne den die Welt nicht umgestaltet und Gott geweiht werden kann.

„*Alles, was ihr in Worten und Werken tut, geschehe im Namen Jesu, des Herrn; durch ihn dankt Gott, dem Vater!*“ (Kol 3,17).

So stand es noch in den unrevidierten Konstitutionen. Der gestraffte Text hat diesen letzten Punkt weggelassen oder anders untergebracht. Die Texte jedenfalls sind deutlich, aber ohne Überbetonung der eucharistischen Frömmigkeit. Betont wird die tägliche Eucharistiefeier, früher eine Selbstverständlichkeit, heute ein Punkt zum Nachdenken.

Betont wird auch der Zusammenhang zwischen Eucharistiefeier und dem Aufbau des Gemeinschaftslebens. Der gefeierten „Communio“ am Altar muss auch eine gelebte „Communio“ im Alltagsleben als Gemeinschaft entsprechen. Zur täglichen Konventmesse, die bei uns so schwierig ist, die aber die Seele unseres ganzen Apostolates sein sollte, wird nur gesagt, dass es nach Möglichkeit in Konzelebration sein soll, dass jeder konzelebrieren kann, auch wenn er schon in der Pfarrei eine Messe gefeiert hat, dass Wert auf liturgischen Gesang und eine gute Vorbereitung zu legen ist, dass alle Mitglieder der Kommunität und die anwesenden Gläubigen aktiv teilnehmen können sollen.

Wenn wir schon beim Zusammentragen der wichtigen Aussagen zur Eucharistie sind, beim hl. Norbert, in unseren Konstitutionen, dann sei hier noch das Schreiben „Vita Consecrata“ ergänzend zitiert:

In Gemeinschaft mit Christus.

„Vor allem die Eucharistie enthält das Heilsgut der Kirche in seiner ganzen Fülle, Christus selbst, unser Osterlamm und das lebendige Brot. Durch sein Fleisch, das durch den Heiligen Geist lebt und Leben schafft, spendet er den Menschen das Leben. Wie für das kirchliche Leben, ist die Eucharistie auch Herzstück für das geweihte Leben. Wie könnte die Person, die berufen ist, durch das Gelübde der Evangelischen Räte Christus als den einzigen Sinn ihres Daseins zu erwählen, nicht wünschen, mit ihm eine immer tiefere Gemeinschaft herzustellen durch die tägliche Teilnahme am Sakrament, das ihn im Opfer gegenwärtig werden lässt, wenn es das Liebesgeschenk auf Golgatha aktuell macht, im Gastmahl, das das pilgernde Gottesvolk nährt und schützt.

Die Eucharistie steht auf Grund ihrer Natur im Zentrum des geweihten Lebens, des persönlichen und des kommunitären. Sie ist die tägliche Wegzehrung sowie Quelle der Spiritualität für den einzelnen und für das Institut. Jede Person des geweihten Lebens ist berufen, das Ostergeheimnis zu leben, indem sie sich mit ihm in der Hingabe des eigenen Lebens an den Vater durch den Geist vereint. Die eifrige und lange Anbetung Christi, der in der Eucharistie anwesend ist, ermöglicht in gewisser Weise die Erfahrung des Petrus in der Verklärung neu zu erleben: „Es ist gut, dass wir hier sind“. Und in der Feier des Geheimnisses

des Leibes und Blutes des Herrn festigt sich und wächst die Einheit und die Liebe derer, die Gott ihr Leben geweiht haben.⁷³

Ich möchte einen künstlerischen Weg wählen, um dem Geheimnis der Eucharistie nahe zu kommen. Auf einem Bild „Farbtafel II . Abendmahl“⁷⁴ sieht man einen weiten, leeren Raum, zu dem ein großer Türbogen führt. Mitten im Raum steht ein Tisch oder ist es mehr ein Schrank. Jedenfalls stimmt die Perspektive nicht; ein trapezförmiges Gebilde, das von einem großen, weißen Tuch, fast durchsichtig, bedeckt ist. Auf der großen Fläche steht fast etwas verloren ein Kelch, eine brennende Kerze; dazwischen liegt ein kleiner, länglicher Brotlaib. Die Rückwand ist schwarz, eine große, schwarze Leere. Es gibt keine Personen, sondern nur allenfalls Lichtreflexe. Ein Lichtschein umgibt die weiße Kerze. Aber sie scheint sonst nichts weiter zu erhellen.

Ist die Szene gedacht „post festum“, nachdem Jesus und seine Jünger weggegangen sind; aber für ein zu Ende gegangenes Fest fehlen die Spuren und Reste eines Essens. Die Szene erinnert mehr an einen Altar, bei dem alles weggelassen ist, was an Tischgemeinschaft erinnert, wo nur noch das Wesentliche zu sehen ist: der Tisch, eher ein Opferblock, Kelch, Brot und Kerze. In dieser Stilisierung wirkt das ganze eindringlich. Aber was bedeutet das? Zentral sind die Gaben, Brot und Wein. Sie stehen da, stehen bereit und sind zur Verfügung. Für jeden, ohne Einschränkung, ohne Ausgrenzung. Sie sind einfach da und präsent. Das ist pure Gegenwart, pures Angebot. „Ich bin da!“ Eucharistie ist einfach da, pures Dasein und Zurverfügungstehen für den, der hinzutritt, der sich aufgefordert sieht, davon zu nehmen, zu essen und zu trinken. Allein die Kerze belebt das Ganze, deutet das Ganze: sie brennt, sie lebt, sie scheint, sie verzehrt sich still, sie spendet Licht und Wärme. Für wen?, Für was? einfach so, fraglos und uneigennützig, so wie die Eucharistie: einfach so und uneigennützig spendet da einer sich, indem er sich selbst „verzehrt, selbst hingibt. Ein riesiger Tisch, fast ein Kasten (Windberger Klosterkasten!), eine Truhe, fast die Umrisse eines Gebäudes mit Dach, ein Haus. „Haus des Brotes“ lässt an Bethlehem denken, an Fleischwerdung und Geburt, an neues Leben und Menschwerdung. In diesem Geschehen des Abendmahles ist aber nicht nur Geburt und Neubeginn herauszu„hören“, sondern auch Tod. Das Tischgebilde lässt auch an eine Tumba denken, mit einem großen, weißen Tuch bedeckt. Früher wurden die Särge von Priestern, Kindern und Jungfrauen mit einem weißen Tuch bedeckt: Zeichen der Unschuld und Unberührtheit, Zeichen der Verfügbarkeit für den Herrn. Und auf diesem tumba-ähnlichen Gebilde stehen Brot und Wein und geraten unversehens in Bezug zu Tod und Auferstehung. „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit“. Und eine Kerze brennt: Symbol der Osterkerze, Symbol des Sieges über den Tod.

Eucharistie steht am Schnittpunkt von Tod und Leben, von Sterben und Auferstehen, von Hingabe und Empfangen, von Hunger und Sättigung, von Verrat und Liebe, von Abschied und Begegnung, von Gemeinschaft und Einsamkeit, von Nacht und Tag, von Dunkel und Licht. Darin ist alles zusammengefasst, was menschliches Leben ausmacht. Eucharistie ist Konzentration des Lebens auf einen Punkt, einen Moment, auf eine Geste, wie es das Brotbrechen nur sein kann, Bruch und Geschenk, Loslassen und Annehmen, Untergehen und Aufgehen wie ein Saatkorn, Sich-Hingeben und Einswerden. In diesem Bild ist das Brot genau der Mittelpunkt, die Mitte des Ganzen, des ganzen Raumes, des ganzen Lebens.

Was bedeutet uns Eucharistie, die Feier der Eucharistie?

⁷³ Vita Consecrata, Nr. 95

⁷⁴ Dieses Bild stammt aus einem Heft Katechetische Blätter.

Ist es für uns wirklich der Brennpunkt, der Angelpunkt, der Höhepunkt unseres Lebens? Es muss einmal alles Drumherum verschwinden, alles Überflüssige und alles Beiwerk; nur noch das Zentrale und Wesentliche: Brot, Wein, Licht.

Was ist der Kern dessen, was Jesus da tut: „*Er nahm das Brot, blickte auf zum Himmel, sprach das Dankgebet und brach des Brot und reichte es seinen Jüngern*“ (Mk 14,22 //)?

Noch einen zweiten Zugang soll hier versucht werden. Eucharistie hat mit Brot und Wein zu tun, aber nicht als Anschauungsobjekte, sondern als Speise, als das, was man bei Tisch reicht, beim einfachen Mahl ebenso wie beim heiligen Gedächtnismahl. Eucharistie geschieht in einem Mahl, beim Essen, bzw. das Essen wird zum Grundvorgang der Eucharistiefier.

Dazu ein Brauch von den Ainus im Norden Japans. Sie glauben, ihr Stammvater sei der Bär. Für ihr berühmtes Bärenfest halten sie sich junge Bären, die sie vortrefflich pflegen. Vor dem Bärenfest entschuldigen sie sich beim Bären für das, was sie ihm antun müssten. Sie versichern ihm ihre innige Liebe und bitten ihn, wieder zu ihnen zurückzukehren. Beim Bärenfest wird ein Bär mit zwei Holzstangen erdrosselt, ohne dass ein Tropfen Bärenblut fließt. Dann wird das Fell abgezogen mitsamt dem Kopf; die Trophäe wird geschmückt und aufgestellt und mit „göttlichem Wesen“ angeredet. Opferspeisen und Opfertrank wird davor gestellt. Das heilige Blut wird aufgefangen und den alten Männern zu trinken gegeben. Das heilige Fleisch wird gar gekocht und von allen Anwesenden bis auf die letzte Faser verzehrt.

Der Bär wird getötet, um das eigene Leben zu steigern und Anteil zu haben an der Kraft und Potenz des Tieres, wobei man zum Ausdruck bringt, wie sehr man solchen Opfern gerade das Leben verdankt. Die getötete Gottheit wird gegessen und im „Gott-Essen“ erneuert sich der Mensch. Die Schuld des Daseins und deren Vergebung werden konkret im Töten und Vergöttlichen, im Opfer und Heiligsprechen. Im Töten des numinosen Gegenübers gewinnt der Mensch Anteil am göttlichen Leben. Das Fleisch Essen und das Blut Trinken schafft Gemeinschaft mit Gott und untereinander.

Hier gibt es viele Parallelen zu unseren Kultfeiern. Die Kultopfer waren in allen Religionen und Kulturen, Mythen und Riten Allgemeingut. Aber das im Töten erneuerte Leben stirbt wieder und immer ist Gewalt, Opfer und Blut im Spiel.

Was in Märchen und Mythen vielfältig variiert zur Darstellung kommt, gewinnt im Christlichen dann eine völlig neue Perspektive. Hier ist es ein einzelner Mensch, der sich dem Verhängnis des faktischen Daseins stellt und sich selbst mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele dafür einsetzt, den Zusammenhang des tödlichen und tötenden Lebens im Geist der Liebe zu durchbrechen. Von diesem Jesus heißt es:

„*Darum spricht er, wenn er in die Welt kommt: Opfer und Gaben hast du nicht gewollt; einen Leib aber hast du mir geschaffen. Brandopfer und Sündopfer gefallen dir nicht. Da sprach ich: Ja, ich komme, um deinen Willen, Gott, zu tun*“ (Hebr 10,5-7).

Das ganze Tun Jesu steht unter der Absicht, diesen Teufelskreis von Fressen und Gefressenwerden zu unterbrechen und jene Haltung durchzusetzen, da sich ein Liebender selbst verzehren lässt als andere zu fressen.

Woher hat dieser Einzelne die Kraft, den Mut, die Vision? Die Antwort finden wir in „oralen Bildern“ bei Johannes:

„*Ich lebe von einer Speise, die ihr nicht kennt .. Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende zu führen*“ (Joh 4,32s).

Von daher ist auch verständlich, warum Jesus immer in Situationen dargestellt wird, wo er sich mit anderen an einen Tisch setzt, gerade mit den moralisch Gescheiterten, den sozial Ausgegrenzten, den religiös Stigmatisierten. Gerade sie versammelt er um sich, um mit ihnen alles zu teilen, was er hat und isst: Brot und Wein, sich selbst als „Fleisch und Blut“. Deshalb auch die große Hoffnungs- und Sehnsuchtsspannung in dem letzten Mahl:

„Ich habe mich sehr danach gesehnt, vor meinem Leiden dieses Passahmahl mit Euch zu essen. Denn ich sage euch: Ich werde es nicht mehr essen, bis das Mahl seine Erfüllung findet in der Weltherrschaft Gottes. Und er nahm den Kelch, sprach das Dankgebet und sagte: Nehmet den Wein, und verteilt ihn untereinander ... Und er nahm Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und reichte es ihnen mit den Worten: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Tut dies zu meinem Gedächtnis! Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sagte: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (Lk 22,15-20).

In diesem Abendmahl vibriert die ganze Sehnsucht Jesu, dass doch endlich Gottes Weltherrschaft sich durchsetze, nicht im Menschen-Fressen, nicht im Zerstören und Erniedrigen, sondern in der Haltung schöpferischer Selbstlosigkeit und universaler Solidarität, ja in der Fremden- und Feindesliebe.

Kein Wunder, dass der Dichter aus Nazareth diese Weltherrschaft Gottes selbst als das große Hochzeitsmahl feiert, in dem alle negative Oralität überboten und aufgehoben ist in der rundum sättigenden Erfüllung wirklicher Gemeinschaft von Gleichen. Aber das Ganze hat auch seinen Preis. Schon bei Jesus selbst.

„Selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden“ (Mt, 5,6).

An Jesus glauben und sich von seinem Leben und Sterben, von seinem Fleisch und Blut nähren lassen, ist paradox. Die Mystikerin Mechthild von Magdeburg sagt, wer christlich glaubt und sich damit der Welt stellt, wie sie ist, wird „gesättigt werden mit ewigem Hunger“, mit ewigem Hunger nach der Weltherrschaft Gottes, nach Frieden, Gerechtigkeit und Wahrheit, aber in diesem Hunger eben schon wahrhaft gesättigt hier und jetzt, im Brechen des Brotes, im Geist Jesu, mit seinem Fleisch und Blut, das wir essend und trinkend uns zu eigen machen und uns einverleiben. Deshalb wagen es die frühen christlichen Gemeinden, von sich selbst zu sagen, sie seien nun der Leib Christi, sie seien nun hier und jetzt die wirkliche Gegenwart, die Realpräsenz von Gottes Liebe, die wir dem sterbenden Jesus verdanken. Christen sind demnach wahrhaft gesättigte Hungerkünstler und -künstlerinnen. Sie bezeugen, was wahrhaft erfüllt ist und was real an Erfüllung noch fehlt. Sie spüren die Gefahr jeglicher Ersatzbefriedigung. Die Eucharistie, recht verstanden, als Heilmittel gegen Sucht, gegen die orale zumal.

Wir alle kennen das Wort vom hl. Augustinus, dass unser Herz unruhig ist bis es ruht in Gott. Der Mensch ist solange ein Hungerleider, so lange er nicht Gott gefunden hat und sich von ihm finden lässt, ja so lange er nicht eins wird mit ihm. Gott habe, so sagt einmal Mechthild von Magdeburg, den Menschen, seine Seele so adelig erschaffen, „dass sie nichts als Gott zu essen vermag“, dass sie in allem etwas zu wenig findet, so lange sie darin nicht Gott selbst schon findet.

Wir kommen in einen Bereich, der nur noch in kühnen Bildern und Auslegungen beschrieben werden kann, wie es vor allem die christliche Mystik versucht hat, um diesen personalen Vorgang der Kommunion, der Kommunikation auszufalten.

Die flämische Mystikerin Hadewijch schrieb:

„Der christlich glaubende Mensch isst sein Fleisch und trinkt sein Blut, und der eine verzehrt das Herz des anderen und nimmt die Seele des anderen im Sturm vollkommen ein. So offenbarte es der, der selbst die Liebe ist (die Minne); alle menschliche Vernunft übersteigend gab er sich uns selbst zur Speise; er verzehrt uns und wir glauben ihn zu verzehren.“

So ist es gerade die orale Metaphorik, die von den Gott-Erfahrenen Menschen gebraucht wird, um die Innigkeit des Austausches und die Wucht der einverleibten Jesuskraft zu beschreiben. Sagen wir nicht auch: „Ich habe dich zum Fressen gern“?

Am kühnsten hat es wohl Bernhard von Clairvaux in einer Predigt über das Hohe Lied ausgedrückt:

„Wunder euch darüber nicht: Er isst uns und er wird von uns gegessen, je enger wir mit ihm verbunden sind. Und es gibt keine andere Möglichkeit für uns, völlig mit ihm geeint zu werden. Denn wenn ich ihn esse, aber nicht von ihm gegessen werde, ist er zwar in mir, aber ich bin noch nicht in ihm. Und wenn ich von ihm gegessen werde, aber ich ihn nicht esse, hat er mich zwar in sich, aber er ist noch nicht in mir. Und in beiden Fällen ist die Vereinigung noch nicht vollkommen. Erst wenn er mich isst, um mich in sich zu haben, und wenn er umgekehrt von mir gegessen wird, damit ich ihn in mir habe, ist die Vereinigung vollständig und fest. Dann bin ich in ihm und er ist genauso in mir.“

Ich kann mir vorstellen, dass eine solche Mystik des Essens für uns fremd, ja befremdlich klingt, solange jedenfalls ihr metaphorischer Sinn nicht übersetzt wird. Es geht darum, dass wir Jesusförmig werden, dass wir an der Haltung Jesu selbst Anteil haben und dadurch freiere, mündigere, schöpferisch selbstlosere Menschen werden. Es ist also so etwas wie ein Transformationsvorgang. In diesem heiligen Stoffwechsel, in diesem Prozess geistlicher Energieverwandlung wird der Mensch von seinem suchtförmigen Egoismus, von seiner Neigung, auf Kosten anderer alles haben und kriegen zu müssen, geradezu befreit und in jene Ursprungs-Würde wieder eingesetzt, die ihn nun solidarisch werden lässt.

„Mit Fleisch und Blut“, mit allen Energien, Phantasien und Kräften unseres Daseins können wir uns nun einsetzen auch für andere und selber Kommunion, Communio, Gemeinschaft stiften. Johannes Tauler, der Mystagoge aus Straßburg, hat die bernhardinische Mystik des Altarsakramentes aufgegriffen, wenn er sagt:

„Willst du in Gott umgewandelt werden, so musst du dich deines falschen Selbst entäußern lassen. Das ehrwürdige Sakrament macht dich ganz frei von dir selbst und zwar in einem solchen Maße, dass der alte Mensch in dir ganz zunichte wird, innerlich und äußerlich.“

Der alte Mensch soll ausgezogen werden! So sind wir bei der Einkleidung angetreten. Der alte Mensch, das ist der suchtförmige in seiner kapitalistischen, in seiner konsumistischen, in seiner alles verschlingenden Egozentrik. In der Kommunion mit Jesus und denen, die sich von ihm erfüllen lassen, in der Gemeinschaft also mit den Glaubenden geschieht Veränderung, Wandlung, Versöhnung. Essen nicht als ein Sich-Vollstopfen, nicht als Sich-Volllaufenlassen, sondern als kommunikatives Teilen und Mit-Teilen im Geiste Jesu und dadurch Menschwerdung nach seinem Bild und Gleichnis.

Wir wissen sehr wohl, dass das ein lebenslanger Prozess ist, der damals bei der heiligen Erstkommunion begonnen hat. Und dieser Prozess muss sich vor allem im Alltag bewähren. Da erst wird nämlich konkret, welche Umkehr- und Bekehrungsarbeit notwendig ist, um sich im Sinn von Jesus von den Mitmenschen, von den Nächsten und Fernsten brau-

chen, gebrauchen, sogar „auffressen“ zu lassen - in der Haltung der Fremden- und Feindesliebe. Noch einmal die deftige Sprache von Bernhard von Clairvaux:

„Wenn ich zurechtgewiesen werde, werde ich gekaut; wenn ich unterwiesen werde, werde ich geschluckt; wenn ich verändert werde, werde ich gekocht; wenn ich umgewandelt werde, werde ich verdaut; wenn ich ihm gleichgeformt werde, werde ich mit ihm vereint“

Den Leib Jesu essen, sein Fleisch sich einverleiben und sein Blut trinken, ist keineswegs ein bloß ritueller, gar liturgisch verengter Vorgang. Im Gegenteil: Im Sakrament wird symbolisch und dramatisch inszeniert, was das Leben wirklich verwandeln will. Es ist der Geist Jesu, der einverleibt, der leibhafte Gott. Seine Liebe ist Fleisch geworden, will Fleisch werden. Dieser Christus rückt uns vielmehr in Gestalt anderer Menschen auf den Leib, die uns brauchen, die uns in ihren Nöten und Erwartungen beanspruchen, die uns entsprechend in Pflichtnehmen. Im Sinne Jesu essen geht nie allein; als Privatbesitz ist Jesus nicht zu haben, sein Gott auch nicht. Es ist das geteilte Brot, das gebrochene Leben. Sich dies einzuverleiben, um bloß für sich selbst „groß und stark“ zu werden, ist Gottesmissbrauch, sakramentale Perversion, eucharistische Inflation - eine besondere Gefahr für Christen und Kirche.

Wer „für sich allein“ haben will, was doch „für euch und für alle“ gegeben ist, richtet sich selbst (vgl. 1 Kor 11,20s.).

„Wenn ihr einander beißt und verschlingt, dann gebt acht, dass ihr einander nicht umbringt“ (Gal 5,15).

Noch einmal ein Blick auf unsere existenzielle Befindlichkeit. Unser Menschsein ist vom ersten Augenblick an von solcher Ambivalenz gefährdet, dass wir entweder, heroisch und tragisch, bewusst oder unbewusst, im Hungerstreik, im Lebensstreik bleiben oder uns suchtartig in der Welt der Ersatzbefriedigungen verlieren. Immer ist diese Schuld im Spiel, dass wir nur leben oder überleben, wenn wir zubeißen, aussaugen und töten. In der Bildsprache der Bibel ist es seit jenem Augenblick so, da Adam und Eva von der verbotenen Frucht aßen und meinten, sich auf eigene Faust die Speise reinziehen zu sollen, die ihnen schmeckt, und das bekam ihnen nicht, das bekommt keinem. Einzig bekömmlich, so die christliche Botschaft vom Gründonnerstag her, von diesem letzten Abendmahl her, ist der Glaube, dass für uns längst und zureichend gesorgt ist, dass wir keine Angst mehr haben müssen, zu kurz zu kommen. In dem Lebenskünstler aus Nazareth, den Gott im Tod nicht hat verkommen lassen, hat sich ein für allemal lebensstiftend bewährt, was alle Schuldangst des Daseins und alle Sünden vergibt: die Haltung freigebender Liebe, die nicht auffrisst und vereinnahmt, sondern sich völlig wegschenkt, ohne sich darin doch zu verlieren. Den Leib Christi empfangen, sein Blut trinken, Gott essen, das heißt heute, wahrhaft gesättigt werden mit dem ewigen Hunger, wahrhaft gesättigt werden mit der Lust an Gott und den Menschen, den Dingen, der Welt.

„Glücklich zu preisen sind, die so hungern und dürsten“.⁷⁵

Schluss

Generalvikar Hillenbrand, der frühere Regens von Würzburg, hat in einem Abschiedsinterview zum Thema Priesterausbildung den Ausdruck „Eucharistische Lebenskultur“ geprägt. Für einen angehenden Priester ist damit sicher ein wichtiger Kern priesterlicher Existenz getroffen. Er versteht darunter die Übersetzung der Alltäglichkeit auf das eucharistische

⁷⁵ Gottfried Fuchs, Gott - Essen. Ein Weg, die Eucharistie zu entdecken.

Geschehen hin und umgekehrt eine Deutung des eigenen Tuns von Jesus her, der sich verschenkt. Damit sind wir bei dem verwandelnden Aspekt der Eucharistie: mein Alltag, mein Leben, mein Alltagsleben soll verwandelt werden in diesem Geschehen, indem ich es in diese Liebesbewegung des Herrn hinein nehme und davon treffen und betreffen lasse. Die Begegnung mit dem Herrn in der Eucharistie soll in mein Leben so eine kommunikative, teilnehmende und solidarische Komponente hineinragen und mein Tun und Engagement von dieser Liebe her qualifizieren und oft genug her verwandeln. Es geht bei dieser eucharistischen Lebenskultur sicher um ein bewussteres Mitvollziehen und tieferes Durchmeditieren dessen, was wir da Tag für Tag feiern und weil wir das Tag für Tag feiern. In einem Gebetstext des Franziskaners P. Matthias heißt es:

„Glauben wir noch an die verwandelnde Kraft der kleinen Hostie.
Sie ist weder Schlafmittel noch Opium.
Sie bewirkt den lebendigen Kontakt mit Christus.
sie schweißt und zusammen, sie körpert uns Christus und unseren Brüdern ein.
Wir dürfen keine tröstende Kommunion wollen,
sondern Kommunionen, die uns in die Liebe Christi einbeziehen,
die unseren Panzer aus Egoismus sprengen.
Erst um zehn Uhr abends merken wir, ob unsere Kommunion gut gewesen ist.
Wenn wir Christus geschluckt haben, bleibt uns noch der Nächste zum Schlucken.“

10 Der hl. Norbert und die Zukunft der „Norbertiner“

Dem Leben des hl. Norbert nachspüren und uns von seinem Leben anstoßen und inspirieren zu lassen, war das Ziel des bisherigen Weges. Das Leben des hl. Norbert ist vielfältig und facettenreich, weil er in immer neuen Situationen sich hat anrufen und heraufrufen lassen. Seinem Ziel allzeit getreu, sein Lehren zu erneuern und so in der Kirche Erneuerung voranzubringen, suchte er auf den verschiedenen Ebenen in der Kirche, an verschiedenen Orten und in unterschiedlicher Weise seiner Berufung zu folgen. Sein Leben war zu kurz, um alle Ideen umzusetzen. Vielleicht war die Zeit auch noch nicht reif für alle Ansätze und Reformvorhaben. Sicher war er selbst immer auf der Suche und unterwegs, wobei er sich leiten ließ allein vom Herrn, dem er in allem als alleinigem Führer folgen wollte: „solo Christo duce“. Der hl. Norbert kann uns sicher ein großes Vorbild sein, in dieser Konsequenz und Einsatzfreudigkeit für die Reich-Gottes-Arbeit, in seiner Radikalität, arm und einfach zu leben, in seiner kindlich-ergebenen Liebe zur Kirche, in seiner Art groß zu denken und zu planen, in seiner Leidenschaft für Frieden und Eintracht, in seinem Eifer, das Wort Gottes zu verkünden, in seiner tiefen eucharistischen Frömmigkeit, in seiner Andacht und Hingabe, wie er täglich Eucharistie feierte, in seiner Ernsthaftigkeit, sein Leben zu ändern und ständig umzukehren, in seiner Passion für die Intensivierung des Geistlichen Lebens in Gemeinschaft.

Der hl. Norbert ist für mich kein glatter, bequemer Heiliger. Er wurde erst Jahrhunderte nach seinem Tod, im Jahre 1582, heilig gesprochen. Erst aus großer Distanz zu seinem Lebenswerk und vielleicht in Abstand zu den menschlichen Zügen dieser sicher imponierenden Gestalt war auch eine kirchliche Würdigung und Anerkennung möglich.

In seinem Referat „Wie plausibel sind Orden heute“ beschreibt Peter Köster, wie wichtig es heute ist, in einer Gemeinschaft Menschen zu kennen, die „signifikant anders“ sind. Damit sind Menschen gemeint, die Werte und Überzeugungen so überzeugend transparent machen, dass sich die einzelnen und die Gruppe mit ihnen identifizieren können. Solche Identifikationsfiguren, auch Vorbilder genannt, sind notwendig für den Prozess der Selbstfindung,

„indem sie die Bereitschaft wachhalten, kreativ zum eigenen Lebensweg immer wieder aus übernommenen Verhaltensmustern herauszuwachsen und auf neue, der Lebensphase und Lebenssituation entsprechende Identifikationsmöglichkeiten zuzugehen“.⁷⁶

Gewiss war Norbert in seiner Zeit ein solcher „Signifikant Anderer“, eine herausragende Person, schon durch seine äußere Erscheinung, mehr noch durch sein inneres Format. Das auffallend Andere an ihm sollte in diesen Tagen deutlich geworden sein.

Durch die Geschichte unseres Ordens waren es dann die Heiligen und Seligen, viele Gründer unserer Kanonien und Stifte, heiligmäßige Frauen und große Führungspersönlichkeiten, die als „signifikant anders“ galten und so Lebensmodelle und Verwirklichungsbeispiele für „geweihtes, kanonikales Leben“ abgeben konnten.

Heute wird verstärkt in unserem Orden daran gearbeitet, diesen Schatz wieder zu heben und für unsere Zeit und für die Zukunft fruchtbar zu machen. Übrigens wird auch die Weltkirche zum Jubiläum an der Jahrtausendwende an einem „Martyrologium für die Universalkirche“ gearbeitet. Damit soll die Aufmerksamkeit auf die Heiligkeit derer gerich-

⁷⁶ Peter Köster, „Wie plausibel sind Orden heute“ in Dokumentation IMS, Referat Nr. 177.

tet werden, die auch in unserer Zeit die volle Wahrheit Christi gelebt haben.⁷⁷ Und wir selbst brauchen auch heute in unserem Zusammenleben und im Orden insgesamt solche Personen, die „signifikant anders“ sind, um uns daran zu orientieren und zu messen. Für mich hat so gesehen eine Gemeinschaft von Schwestern oder Brüdern darum eine ganz große Bedeutung. Die frühen Mönche sprachen daher gern vom „Sakrament des Bruders“ und vom „Sakrament der Schwester“ und meinten damit, dass jeder Mensch uns Gott vermitteln kann.⁷⁸ Der andere ist so ein Zeigefinder, eine wichtige Quelle der Selbsterkenntnis, weil er uns aufmerksam macht, in Frage stellt, provoziert, angreift, weil er uns schlicht zum Nachdenken und Reflektieren zwingt. Allein durch sein Da-sein, durch sein Anders-sein, durch seine andere Art zu Fühlen und zu Denken, zu Reagieren und zu Handeln. Aber mehr noch als die bloße Andersartigkeit, die ja auch in einer Gemeinschaft Quelle ständiger Auseinandersetzung und Reibereien ist, geht es um den Qualitätsunterschied beim „signifikant anderen“, beim Heiligen, beim Vorbild. Wir suchen immer jemand, bei dem wir das Gefühl haben, dass das, was wir als Ideal und Gelungen ansehen und anstreben, bei ihm verwirklicht und integriert ist. Mit diesen Vorbildern sind keine Supertypen gemeint, sondern vielmehr Menschen, in deren Begegnung und Zusammenleben man erfährt, dass sie an ihrem Christsein, an ihrem Ordensleben, Identität und Freude, Glück und Heil finden, dass sie ihr Leben aufgrund ihres Christseins bewältigen. Solche plausiblen Menschen suchen heute die Jugendlichen; sie haben ein sehr feines Gespür dafür, wer stimmig lebt und ihnen nicht bloß etwa vormachen will. Solche Menschen sind gefragt in der Seelsorge und in der Begleitung. Eigentlich in allen Bereichen des Lebens ist die Nachfrage nach authentischen Menschen groß und ungebrochen.

Wer ist für mich so ein Vorbild?

Was beeindruckt mich an dieser Person am meisten?

Wer ist für mich die größte Herausforderung im guten wie im belastenden Sinn?

An wem reibe ich mich ständig?

Was stellt mich in Frage?

Suche ich nach intensiveren Begleitungen und nach mehr geistlichem Austausch?

Wem kann ich mich ganz anvertrauen?

Welchen Lieblingsheiligen verehere ich?

Welcher Mensch fasziniert mich als Mensch, als Mann, als Frau?

Wie sehe ich heute meine Eltern?

Hat der hl. Norbert mir als Norbertusschwester, als „Norbertiner“ etwas zugesagt?

Der Abt Baeten von Berne hatte als Abtspruch das bekannte Wort von Jesus an Petrus: „*Du aber stärke deine Brüder*“. Sicher versteht er sich auch in diesem Auftrag als „signifikant anderer“, auch wenn es eine schwere Aufgabe bedeutet, den anderen immer diese Stütze und Stärkung zu sein. Aber wir dürfen ruhig dieses Wort Jesu auch an uns selbst heranlassen. Das ist nicht ein Exklusivauftrag für den Oberen; für den sicher in erster Linie. Aber es ist auch ein Auftrag eines jeden von uns, für jeden der zu sein, der ihm Stütze und Halt ist und nicht nur Reibungsfläche und Stolperstein. Auch dafür lässt sich ein Schriftwort finden, das noch bekannter sein dürfte als das an Petrus, nämlich „*Einer trage des anderen Last*“ (Gal 6,2). Das ist kein Spezialauftrag für Ordensfrauen und Ordensmänner, sondern ist die Übersetzung des Liebesgebotes in den Alltag und in eine konkrete Form und meint alle Christen. Was könnte da noch alles geschehen an Mittragen und Solidarität, an Hilfe und Einsatz füreinander. Es wäre schon viel, wenn wir uns wenigstens für den ande-

⁷⁷ Johannes Paul II, Tertio Millennio Adveniente, Kap. 37.

⁷⁸ Anselm Grün, Andrea Schwarz, Und alles lassen, weil er mich nicht lässt. Lebenskultur aus dem Evangelium. Freiburg 1995, S. 52.

ren interessieren, bei ihm erkundigen und nachfragen würden, als teilnahmslos und desinteressiert nebeneinander zu leben oder aneinander vorbei zu gehen. Wir müssen selber immer wieder aufmachen und aus der Enge unseres eigenen Herzens herausfinden. Das Herz ist doch kein Schließmuskel, sondern eine Umwälzpumpe.

Somit sind wir wieder bei uns persönlich angekommen in unserer Besinnung auf den Hl. Norbert. Aber wir wollen den Blick noch einmal ausweiten auf die Zukunft unseres Ordens und auf die Zukunft der Kirche. Wie kann ein Orden der Zukunft ausschauen? Sr. Anneliese Herzig hat dazu „Zukunftsbilder“ beschrieben, wie sie sich das vorstellt. Das vermischt sich sicher schon mit Visionen von Kirche im nächsten Jahrtausend.

Orden der Zukunft - Zukunft der Orden

Orden der Zukunft - das werden Gemeinschaften sein, die Verschiedenheiten in ihren Reihen zulassen und damit etwas von der Fülle Gottes widerspiegeln.

Orden der Zukunft - es werden Gemeinschaften sein, in deren institutionellen Gesicht der Glanz des Charismas aufleuchtet und deren charismatischer Aufbruch fruchtbar wird für die Kirche.

Orden der Zukunft - sie werden ihre Identität nicht isoliert in Arbeit und Leistung, sondern in ihrer persönlichen und gemeinschaftlichen Berufung finden.

Orden der Zukunft - sie werden bescheiden sein und um den fragmentarischen Charakter ihrer Lebensform wissen, ohne jedoch die eigene Sendung zu verleugnen.

Orden der Zukunft - in ihnen werden Menschen leben, die in der Beziehung zum Dreifaltigen Gott ihre Lebensquelle finden und sich auf den dornigen und zugleich schönen Weg der immer neuen Gottesbegegnung einlassen.

Orden der Zukunft - das werden im Sinn des partnerschaftlichen Umgangs Jesu Orte sein, an denen sichtbar wird, dass Autorität in der Kirche immer Dienst-Amt ist.

Orden der Zukunft - das werden Gemeinschaften sein, die sich ihrer Vergangenheit verpflichtet fühlen, zugleich jedoch in großer Freiheit und im Vertrauen auf Gottes Geist kreativ mit ihr umgehen („kreative Treue“) und Neues wagen.

Orden der Zukunft - das werden Gemeinschaften sein, die um ihre Sendung als Ordenschristen wissen und so den Menschen nahe sind, in Freude und Hoffnung, in Bedrängnis und Trauer (vgl. GS 1).

Orden der Zukunft - das werden keine letzten „Divisionen“ einer längst vergangenen Zeit sein, sondern Menschen, die verwurzelt in Gott offen sind für die Zeit, in der sie leben, und für die Menschen.

Orden der Zukunft - sie werden Gemeinschaften sein, in denen die Begabungen, die Frauen und Männer geschenkt wurden, zum Leuchten kommen; sie werden Gemeinschaften sein, die ihre Kraft dafür einsetzen, dass in der Kirche mehr Partnerschaftlichkeit und Geschwisterlichkeit zwischen Frauen und Männern wachsen kann.

Orden der Zukunft - werden Gemeinschaften sein, die menschliche Wärme und Echtheit ausstrahlen und so die „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ (Tit 3,15) in unserer Zeit vergegenwärtigen. Gemeinschaften, in denen die Rede von Gott und die ehrliche Rede vom Menschen nicht verstummen.“

Orden der Zukunft! Das ist mit blumigen Worten beschrieben. Das kann ich so Zeile für Zeile unterschreiben. Und doch stellt sich nochmals die Frage der Umsetzung und Verwirklichung, diesmal nicht so sehr vom einzelnen her, sondern von der Gemeinschaft, vom Gesamtorden her. Der Prämonstratenserorden der Zukunft, die Norbertusschwestern der Zukunft, überhaupt die Zukunft des gottgeweihten Lebens, wie wird es ausschauen? Haben wir eine Zukunft als konkrete Gemeinschaft, als Ordensverbund? Wird es Windberg, wird es Rot in Zukunft geben, in naher, in weiter Zukunft? Das sind große Fragezeichen.

Über hundert Jahre gab es in Windberg (120 Jahre) und in Rot (150 Jahre) kein prämonstratensisches, kanonikales Leben.

Wir haben als Gemeinschaft keine Lebensgarantie. Aber wir haben als Glaubende die Zusage des Herrn, dass er bei uns ist alle Tage unseres Lebens, dass er da ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, dass er sich zu uns gesellt, wo wir gemeinsam auf sein Wort hören und um die Befolgung ringen.

Klostergemeinschaften als Weg- und Erzählgemeinschaften, die sich miteinander auf den Weg machen, ihr Leben in Einfachheit organisieren und so auch für andere fruchtbar werden.

Beim Jubiläum 150 Jahre Franziskanerinnen von Aiterhofen sagte der Festredner, mit dem Blick von außen auf ein Kloster: Ordensleben sei doch ein merkwürdiges Kontrastprogramm:

„In einer Welt der Herren und Damen hält sich da, wo Kloster ist, eine Welt der Schwestern und Brüder, eine familiäre Welt.

In einer Welt der Hierarchien, der Schichten und Klassen existiert da eine der Gleichwertigkeit in der Verschiedenartigkeit von Herkunft, Bildung und Beruf.

In einer Welt des Wettbewerbs um Mehrung des Privatbesitzes findet sich dort eine des Zusammenlegens und Gemeinbesitzes.

In einer Welt der Vereinzelung eine des gemeinsamen Lebens von verschiedenen Generationen.

In einer Welt, wo jeder selbst schauen muss, wie er zurechtkommt, ist da eine Welt des Rückhalts und der Solidarität in einer größeren Gemeinschaft.

In einer Welt des Rückzugs auf die Kleinfamilie eine der Überschreitung der Familiengrenzen.

In einer Welt der scharfen Trennung von Religion und Alltag eine des Versuchs der Integration.

In einer Welt des Vertrauens auf die eigene Kraft und Cleverness findet sich da eine der Skepsis und daraus erwachsenen intensiven Rückbindung und Ausrichtung auf Gott.

In einer Welt des Perfektheitswahns, des fertigen Glaubens hier eine des Lernens, der Übung, Exerzitien auch noch im hohen Alter. In einer Welt der Abgrenzung gegenüber Fremden und allen, die nicht zu mir gehören, eine der Öffnung, Entgrenzung und Gastfreundschaft.“

Was für uns irgendwie selbstverständlich ist, bekommt aus der Sicht eines „Weltchristen“ eine große Bedeutung. Diese Unangepasstheit, die nicht aus Laune oder Unvernunft erfolgt, braucht eine andere Quelle, es ist die besondere Nähe und Treue zum Evangelium und zum Willen Gottes.

„In den Orden lebt ursprünglich Gemeintes und Gottgewolltes, halten sich Elemente des Willen Gottes, die im übrigen Christentum irgendwie in Vergessenheit gerieten oder wegideologisiert wurden. Die Orden retten Urkirchliches, Urchristliches über die Jahrhunderte. Man könnte auch sagen: In den Orden hat Gott konserviert, was ihm sehr am Herzen liegt, wovon er mit leidenschaftlicher Sehnsucht träumt und für die ganze Kirche, ja Welt will. Seit Tausenden von Jahren will er nämlich nicht einfach die Erfüllung von ein paar Geboten und Verboten, allen voran die „Nächstenliebe“. Seit Tausenden Jahren zielt sein Wille weit darüber hinaus. Er zielt auf ein Volk, sein Volk, ein Volk Gottes ... kurz: eine Gesellschaft hat der biblische Gott im Sinn, die Ort der wahren Menschlichkeit, der

richtigen Gerechtigkeit und Freiheit ist, ein Volk, in dem die neue Erde, die bessere Welt aufkeimt und spürbar wird."⁷⁹

Liegt hier die Berechtigung und die Kraft der Orden für die Zukunft? Dann wäre das keine Frage der großen Zahlen, sondern eine Frage des konkreten Lebens einer solchen Kontrastgemeinschaft. Abt Christian Schütz verschärft sogar noch diese Gedanken, wenn er fragt: Wozu sind wir notwendig da?

„Es geht bei uns um die Lebensweise Jesu; das macht das Herzstück der Kirche aus, ihre Identität und wir sind genauso eingesetzt und notwendig wie Amt und Laien in der Kirche. Eine Gruppe, die diese Lebensweise Jesu lebendig erhält. Wehe der Kirche, wenn es nicht mehr das Charisma der Armut, der Jungfräulichkeit und des Gehorsams gibt, dann hat die Kirche ihre Seele verloren! Jeder Christ muss auf seine Art Armut, Jungfräulichkeit und Gehorsam leben. Hier müssen wir umdenken. Unsere zentrale Funktion nach J. B. Metz ist: Wenn es Orden nicht mehr gibt, dann fällt in der Kirche der Ernstfall des Evangeliums aus. Nicht viele oder wenige ist wichtig, dass es überzeugte und ernste und gute Ordensleute gibt, die der Kirche den Spiegel des Ernstfalls des Evangeliums vorhalten. Davon lebt sie, das braucht sie. Deshalb nicht kleinkariert und ängstlich sein! Von daher den Geist des Ursprungs lebendig werden lassen, dort, wo wir leben. Dabei kommt es in erster Linie auf unser Sein an, nicht auf das, was wir tun (oder wie viele wir sind). Die guten Leute haben ein Gespür dafür, ob das echt ist oder nicht. Nicht mehr messen an dem, was wir tun, sondern an dem, was wir leben, was wir sind. Wir können nicht radikal genug sein. Daran entscheidet sich unser Leben und Überleben.

Wir brauchen neue, erneuerte Menschen. Das sollte aber der Mühe wert sein. Gott verlässt uns nicht, er ist bei uns, ob wir viele sind oder wenige. Entscheiden ist, dass das, was wir sind, echt ist. Dann getrost den Weg in die Zukunft gehen. Wir sollen offen sein für den Geist Gottes durch die Zeichen der Zeit!"⁸⁰

Solche Worte sind eine Anfrage und eine Ermunterung zugleich. Sie lenken unsere Gedanken auf die innere Erneuerung und nicht auf eine quantitative Betrachtung. Die innere Reifung ist die entscheidende Aufgabe einer Gemeinschaft. Dass wir uns dabei beistehen und uns gegenseitig weiterbringen und fördern, wäre der Idealfall. Statt Grabenkämpfe und die üblichen Kleinkriege in unseren Gemeinschaften wäre es besser, uns gegenseitig aufzubauen und zu stützen.

„Wo in der Mitschwester, im Mitbruder eine verminderte affektive Selbständigkeit festgestellt wird", fordert das Schreiben 'Congregavit nos in unum', „sollte die Antwort der Gemeinschaft in Form einer reichen, menschlichen Liebe nach dem Beispiel Jesu und vieler heiliger Ordensleute nicht ausbleiben, eine Liebe, die Ängste und Freuden, Schwierigkeiten und Hoffnungen mit jener Wärme teilt, die das neue Herz auszeichnet, das den ganzen Menschen anzunehmen vermag. Eine solche besorgte, taktvolle, nicht besitzergreifende, selbstlose Liebe wird der/dem einzelnen die Liebe des Herrn nahe bringen, jene Liebe, die den Gottes Sohn dazu führte, uns durch sein Kreuz zu sagen, dass man nicht daran zweifeln kann, von der ewigen Liebe geliebt zu sein."⁸¹

Kirchenträume

⁷⁹ „Die Franziskanerinnen von Aiterhofen als Animateure?“, 1996, Manuskript.

⁸⁰ Abt Christian Schütz, Vortrag im Kloster Mallersdorf am 18.04.1995. stichpunktartige Mitschrift.

⁸¹ Kongregation für die Institute des geweihten Lebens, Das brüderliche Leben in Gemeinschaft. Rom 1994, Nr. 37.

Christian Schütz hatte schon gemeint es gäbe „viele Papiere“, viele gute Aussagen. Doch wer tut es? Wer bringt diese Inhalte in unsere Gemeinschaften. Wie können diese Gedanken umgesetzt und zum Leben gebracht werden?

In der Botschaft Jesu spielt die Gemeinschaft eine entscheidende Rolle. Die Grundfrage der Bergpredigt ist, wie menschliche Gemeinschaft möglich wird trotz Feindschaft und Bosheit, wie der Riss geheilt werden kann, der durch die Gesellschaft und die Völkergemeinschaft geht. Hier sehe ich die Aufgabe der Orden in der Kirche, aber auch die Kirche selbst ist gefragt, den suchenden Menschen eine Antwort zu geben und ein Modell vorzuleben. Es erscheinen in letzter Zeit immer mehr Kirchenträume. Das lässt darauf schließen, dass einerseits noch eine große Erwartung an Kirche da ist, dass man aber auch andererseits Probleme mit der konkret, real existierenden Kirche hat. Man formuliert Wünsche und Visionen, die man in der Realität vermisst. Aber es ist letztlich auch wahr. Wer keine Phantasie zum Träumen hat, der hat auch keine Kraft zum Verändern.

„Nur ein Traum?

eine gehorsame Kirche - Menschen und Strukturen - die sich in den Dienst Gottes stellen
Menschen zum Leben befreien

eine Kirche, die Hoffnung schenkt, Mut macht, tröstet, mitgeht, bei den Menschen ist.

eine hörende Kirche, die nicht schon die Antworten weiß, Gesetz und Weisung nicht verwechselt, die auf Macht verzichtet, in der Geschwisterlichkeit lebt, in der Vielfalt sein darf, die keine Angst vor Fremden hat, die vertrauen kann, sich dem Wirken des Heiligen Geistes überlassen kann.

eine fragende Kirche, die Lust zum Leben macht, Freude an der Begegnung vermittelt, in der das Gespräch lebt, Befehle nicht denkbar sind, Kritisches als Chance gesehen wird, die sich als Pilgerin aufmacht, keine feste Burg mehr ist, sondern das Leben sucht.

eine offene Kirche, in der meine Meinung gefragt ist, die sich mitgestalten lässt, in der Demokratie kein Reizwort ist und Geld nicht die Pastoral bestimmt, in der man streiten darf und sich versöhnen kann, in der das Leben lebt.

eine mystische Kirche, die nicht nur von Gott spricht, sondern sich auch ihm überlässt, in der das Geheimnis Gottes Gestalt bekommt, die dem Gebet vertraut, die sich gegebenenfalls alle Pläne durchkreuzen lässt, die abgrundtief liebt ohne wenn und aber.

eine politische Kirche, die Partei ergreift für die Zukurzgekommenen, die Stimme ist für die wortlos gemachten, die Optionen trifft und sich festlegt, die sich einsetzt in Wort und Tat und sich nicht kaufen lässt, die hinsteht und sich angreifbar macht.

eine gottesfürchtige Kirche, die lebt, was sie sagt, und sagt, was sie lebt, die traut und hofft und liebt und hört, herausruft und protestiert, die sich Gott überlässt und nicht an die eigene Machbarkeit glaubt, die Gott gehorcht und auf Menschen hört."⁸²

Emmaus

Wer soll diese Erwartungen einlösen, wenn nicht in erster Linie die Ordensgemeinschaften, die mehr Lebensgemeinschaften als Verwaltungseinheiten, mehr Glaubensgemeinschaften als Großkirchen, mehr Schicksalsgemeinschaften als Sinnagenturen sind. Es liegt schon an uns, hier als Sauerteig und Animateure in der Kirche und als Kirche zu wirken. Wie wir das schaffen können, soll ein letzter Blick auf die tröstliche Geschichte von den Emmausjüngern zeigen. Darin kommt mehr über Kirche-sein zum Vorschein als in so manchen rhetorisch aufgemotzten Kirchenträumen. Es geht in der Geschichte der Emmausjünger um eine Geschichte von Berufenen, es geht um ein Wegstück, das sehr viel mit Hoffnung zutun hat, freilich mit enttäuschter Hoffnung, es geht um einen Weg, auf dem Hoffnung neu erstet. Wir kennen die Geschichte. Der erste Satz ist sehr hart:

⁸² Grün, Schwarz. S.o. S. 56-57

„Doch sie waren mit Blindheit geschlagen“ (Lk 24,16).

Ihre Augen waren gehalten und blind und sie erkennen Jesus nicht. Sie haben Augen und sehen nicht. Sie haben Ohren und hören nicht. Die Diagnose lautet: Herzensblindheit. Das ist die Wahrheit. Das ist das Gericht, so wie eine Mutter zum Kind sagt. Komm her, lass dich mal richten!" Lass mal sehen, wie du ausschaust, bevor du losgehst. Lassen wir uns mal „richten". Was sind unsere Blindheiten im Konvent und im Zusammenleben: Manches sehen wir einfach nicht mehr; wir sind betriebsblind, auf einem Auge blind oder reichlich kurzsichtig.

- beim einen sehen wir etwas und stoßen uns daran, was wir beim andern tolerieren;
- wir übersehen das, was der andere wirklich leistet, arbeitet oder für die Gemeinschaft bringt; wir sehen nur den einen Fehler und nicht die guten Seiten des anderen Was sehen wir überhaupt? Wir sehen nur uns selbst, unsere Enttäuschung, unseren Frust, weil es anders gekommen ist. Wir sehen nicht die Wahrheit und stellen uns auch nicht der Wahrheit. Man kann sich auch in eine Depression hineintreiben lassen; man kann auch mit seinem Unglücklichsein kokettieren⁸³. Die blinden Flecken bei mir und in unserer Gemeinschaft sind eine Realität. Wer Augen hat zu sehen, der sehe.

„Was denn?“ (v 19)

Jesus stellt sich dumm. Die beiden befinden sich in großer Traurigkeit und Verwirrung des Herzens. Jesus tröstet nicht mit einem schnellen Trost darüber hinweg, sondern er bringt sie dazu, alles auszusprechen, was sie bedrückt. Jesus reagiert wie eine Mutter, die schon sieht, was ihrem weinenden Kind fehlt, aber doch zuerst fragt: Ja, was ist denn los? Erzähl doch!". Jesus ermutigt die beiden, über ihre Trauer, ihren Frust, ihren Schmerz zu sprechen. Auch wir brauchen auf unserem Lebens- und Klosterweg die Erlaubnis und Ermutigung zum Klagen nach dem Buchmotto „Frisch geklagt ist halb gelitten". Dieses Herz-Ausschütten ist etwas anderes als fruchtloses Gejammer und herzloses Geschimpfe. Wir alle kennen diese Klagen: Ich habe nie ein Dankeswort zu hören bekommen! Jetzt wo ich nicht mehr kann, wird man einfach abgeschoben! Wir sind nie als Erwachsene behandelt worden! Wir brauchen auch im Ordensleben nichts zu beschönigen; da fühlt man sich bisweilen richtig beschämt, was man da so alles serviert bekommt. Eine Schwester hat einmal gesagt:

„Wenn ich ganz unten bin, wenn ich auch fast nicht mehr beten kann, wenn ich nicht einmal mehr Worte finde, um meine Not auszudrücken, - dann pfeif ich auf den lieben Gott."

Vielleicht liegt in einem solchen Pfeif-Gebet so etwas wie ein Senfkorn Hoffnung verborgen, das wächst bis zu einem Baum, in dessen Schatten resignierte Menschen ausruhen können? Vielleicht! Hoffentlich!

„Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?"

Dieser Satz markiert in der Emmausgeschichte einen Wendepunkt. Es deutet die große Krise der Jünger und leitet ihre Bekehrung und Befreiung ein. Sicher, sie hatten erst ganz andere Hoffnungen und Erwartungen, andere Lebenspläne. Sie hatten sich das Reich Gottes auf Erden anders vorgestellt. „Wir aber hatten gehofft". Und jetzt kommt der Erlöser als leidender Gottesknecht? Wer soll das fassen können. Aber die Erlösung und der Erlöser sind nur zu finden, wenn wir dieses geheime „Musste nicht“, den verborgenen Sinn des Schmerzes entdecken.

Es braucht wohl lange. Aber der Schmerz, den wir verspüren, in manchen Situationen, die einfach weh tun, in manchem Leiden, das wir zu tragen haben, in mancher Kränkung, die

⁸³ sich kokett benehmen, mit etwas nur spielen, sich nicht wirklich darauf einlassen. Auf etwas im Zusammenhang mit der eigenen Person hinweisen, um sich damit interessant zu machen, eine bestimmte Reaktion hervorzurufen. Fremdwörterduden Mannheim 1990, S. 406.

wir auszuhalten haben, kann uns auch in die Nähe zu Jesus führen, in die Nähe der gekreuzigten und auferstandenen Liebe Gottes. Sicher, oft wehren wir uns verzweifelt dagegen und opponieren aus Leibeskräften. Aber dann bleibt solches Erleiden auch unfruchtbar. Es könnte uns jedoch auch in die Nähe Jesu bringen. Jemand hat das so erklärt: Beim Blick aufs Kreuz entdeckte er plötzlich in seinem eigenen Leiden: „Jetzt sind wir zu zweit, du in deinem Leid und ich, du in deinem Schmerz und ich.“

Da ist für uns sicher noch viel zu meditieren. Lassen wir uns von Johannes dem Täufer, besser noch von seinem langen Finger, wie es auf dem Grünwaldaltar dargestellt ist, auf den Gekreuzigten hinführen. Lernen auf die gekreuzigte Liebe schauen. Es wird für uns auch Ärgernis und Torheit sein, aber eben auch ein Hoffnungszeichen für uns selbst und für die Welt. Ist es nicht ein Hoffnungszeichen, wenn jemand einen Schmerz, den ihm die Wirklichkeit zufügt, durchlebt, durchleidet und doch nicht daran zugrunde geht. Wenn wir unser eigenes Leben anschauen. Können wir nicht auch sagen: Musste nicht das und das passieren, musste ich nicht das und das alles durchmachen, dass ich heute so fühle, so glaube und so meine Berufung, ja mein Leben so verstehe?

„*Brannte nicht unser Herz?*“ (Lk 24,32)

Das ist die schönste Stelle, wo von der Sehnsucht des Herzens gesprochen wird. Das Herz hat längst gespürt, dass es nicht allein war unterwegs, auch wenn die eigenen Augen gehalten waren und der Kopf nichts kapiert hat. Jesus versucht die Sehnsucht des Menschen freizulegen, indem er so tut, als wolle er weitergehen. Dadurch provoziert Jesus die beiden, ihr Verlangen, die Sehnsucht ihres Herzens zu offenbaren: „*Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!*“ (Lk 24,29). Jesus hat immer wieder versucht, zum Herzen der Menschen, zum Quell ihrer Sehnsucht vorzustoßen: „Was willst du, dass ich tun soll?“. Erlösung, Heilung und Sehnsucht hängen aufs engste zusammen. Nach Ignatius von Loyola sollen Kandidaten, die ins Kloster eintreten wollen, gefragt werden, ob sie eine Sehnsucht verspüren, dem kreuztragenden Herrn zu folgen. Wenn dann einer das ehrlicher Weise so nicht sagen kann, dann soll man ihn fragen, ob er wenigstens das Verlangen nach dem Verlangen in sich spüre („*desiderium desiderii*“). Nach Ignatius genüge schon dies für den Anfang des Ordenslebens. Und Juliane von Norwich sagt einmal, die wahre Buße in unserem Leben sei unsere natürliche Sehnsucht nach Gott. Sie bringe uns zur Umkehr, sie bringe uns zu Gott. „Die Sehnsucht ist der Anfang von allem“, so sagt es Nelly Sachs. Fragen wir uns einfach:

Lebe ich aus der Sehnsucht?

Wonach sehne ich mich?

Gelingt es mir beim Beten und Meditieren, auf die Quellen meiner Sehnsucht zu lauschen?

Verstehe ich Erneuerung einfach so, dass ich mich zum Sehnen meines Innersten bekenne?

Kann das Stehen zu meiner Herzenssehnsucht nicht auch eine Quelle der Freude anderer Menschen werden?

Habe ich die Sehnsucht, wie Paulus, beim Herrn zu sein?

„*Da gingen ihnen die Augen auf*“ (Lk 24,31)

Und sie erkannten den Herrn! Damit ist der Endpunkt und Wendepunkt des Weges der beiden benannt. Da sind sie nun wirklich angekommen, wo sie immer schon hinwollten mit ihren Hoffnungen, nämlich beim Herrn zu sein. Darauf hinaus läuft alles in dieser Offenbarungsgeschichte. Wenn jemand sagen kann; Der Herr hat meine Seele berührt! und das vielleicht nach Jahren der Dürre, Trockenheit und seelischen Not, das ist in etwa vergleichbar, was diesen beiden Emmausjünger widerfahren ist.

Diese Geschichte sagt uns, dass diese Offenbarung der Liebe Gottes immer, in jedem Augenblick, im alltäglichen tun, beim Brechen des Brotes, bei einer liebevollen Begegnung von Menschen geschehen kann. Sicher sind für uns die Zeiten des Gebetes, der Meditation auf eigene Weise ein Raum für die Begegnung mit Gottes Liebe. Es gehört zu den großen Gewissensfragen als Ordensleute, ob wir uns den Zeitraum für das betende Dasein schenken lassen und reservieren. Ohne diesen Raum des inneren Hörens kann Gottes Wirklichkeit nicht Wurzel fassen in uns. Im Hören des Herzens zeugt Gottes Geist immer neu das göttliche Leben in uns.

„Noch in derselben Stunde brachen sie auf“ (Lk 24,33)

Es ist schon seltsam. Gerade versuchen die Beiden den Herrn zum Bleiben zu bewegen mit der Begründung, es sei schon spät und der Tag neige sich schon dem Ende zu. Und dann haben sie offensichtlich keine Schwierigkeit, Stunden später aufzubrechen und mitten in der Nacht nach Jerusalem zurückzukehren. Bedeutet dies nicht, dass Hoffnung mitten in der Nacht entstehen kann. So können wir auch uns und unser Ordensleben verstehen. Oft ist es ein Gehen durch die Nacht aber mit der lebendigen Erfahrung seiner Nähe, mit der tiefen Erfahrung seiner Gegenwart, mit der erfüllten Sehnsucht im Herzen nach so schmerzlichen Erlebnissen.

„Und fanden die Elf und die anderen Jünger versammelt“ (Lk 24,34)

Wo zwei oder drei oder sieben in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Das ist der Kern der Emmausgeschichte. Wir sind zur gemeinsamen Hoffnung berufen. Jesus hat keinen theologischen Fernkurs inszeniert mit einer gesonderten Sendung, sondern Jesus hat die Menschen zusammengerufen, damit sie bei ihm seien. Dann hat er sie als Apostel, als Gesandte hinausgeschickt. Zu Jesus zu gehören bedeutet auch Zusammengehörigkeit untereinander. Das ist die letzte Begründung für eine Ordensgemeinschaft, wir sind zusammen, weil es ihn gibt und weil wir in seinen Bannkreis geraten sind. Wer in eine Gemeinschaft eintritt, sich ihr ganz anschließt oder ihr lange schon angehört, lebt aus der Erwartung und mit der Sehnsucht, dass solche „communio“, dieses „ein Leib und ein Geist werden in Christus“ (3. Kanon) wirklich und sichtbar wird. Diese Einheit mit IHM, dem Herrn, ist das Fundament jeder christlichen Gemeinde, jeder Ordensgemeinschaft.

Was wäre das für ein Zeugnis für die Menschen von heute, wir als eine echte, auf ihm gegründete Gemeinschaft?

Wie viele Menschen stehen heute allein?

Wie viele stellen eine lebenslange Bindung an andere Menschen in Frage?

Wie viele Ehen zerreißen?

Wie groß ist nicht auch die Beziehungsnot in Kommunitäten?

Stehen wir selber nicht immer noch am Anfang des Einübens in Begegnung, in Konfliktfähigkeit und der Bereitschaft zur gegenseitigen Korrektur?

Was ist die Zukunft der Orden, einer Gemeinschaft? Wir sollen einander Begleiter sein auf unserem Lebensweg. Unsere Häuser sollten etwas an sich haben von der Herberge in Emmaus, wo Brotbrechen miteinander möglich ist, wo Begegnung mit dem Herrn geschieht. Wir sollen etwas von diesen beiden Emmausjüngern an uns haben. Dann wären wir Hoffnungszeichen für die anderen. Unsere Kommunitäten sollen so etwas wie „communio“ ausstrahlen, gemeinsam zu lieben und zu leuchten wie die Stadt auf dem Berge. Unsere Zukunft als Orden, als Prämonstratenser, als Norbertusschwester liegt nicht

bei uns, sondern wenn überhaupt bei ihm, in der Verbundenheit mit ihm, im Brotbrechen mit ihm, in der Begegnung mit dem Auferstandenen.⁸⁴

⁸⁴ Willi Lambert, Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude. Referat am 10.6.1987 in Freising bei der VOD. OK ?, S. 385-398 (in Auszügen zitiert und verwendet).